



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Eine Nacht im Hexenschloß

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Eine Nacht im Hexenschloß

John Sinclair Nr. 612

von Jason Dark

erschienen am 27.03.1990

Titelbild von Sanjulian

Sinclair Crew

Eine Nacht im Hexenschloß

Der Mann schreckte hoch, als plötzlich die Tür seines Schlafzimmers aufgestoßen wurde, und er die Gestalt der Frau erkannte.

»Aber… aber … du bist doch tot, Orania!«

Sie kicherte und sagte: »Ich werde dir zeigen, wie tot ich bin! Ich werde es dir zeigen!«

Sie warf sich aufs Bett. Etwas blitzte. Blut spritzte, und Orania beendete ihre fürchterliche Tat mit den Worten:

»Das war erst der Anfang…«

Die Tür fiel zu, und es klang wie ein Schuß!

Ronald Archer, der vor dem Stehpult gestanden und in Unterlagen geblättert hatte, zuckte zusammen. Sein erschreckter Blick glitt zur Tür, wo die zweite Stehlampe ihren Schein gegen das dunkle Holz warf, das von dem heftigen Aufprall her noch zitterte.

Archer war irritiert. Er strich durch seinen graublonden Kinnbart.

Dieser Mann gehörte zu den Menschen, die erst nachdachten und dann handelten. Als Historiker und Bibliothekar war er es gewohnt, über Probleme zu grübeln.

Weshalb war die Tür zugefallen?

Kein Fenster stand offen, also hatte auch kein Durchzug entstehen können. Das war schon seltsam. Archer hatte sie bewußt offengelassen, um in den Flur schauen zu können, wo die alten Rüstungen standen, die Gemälde an den Wänden hingen und die Holzbohlen des Fußbodens bei jedem Schritt knarrten.

Er hätte es demnach gehört, wenn jemand über den Gang in Richtung Tür geschlichen wäre.

Archer griff zur Brille. Ein randloses Gestell mit zwei kreisrunden Gläsern.

Der Mann bewegte sich auf das Fenster zu. Es war groß und breit, wie es sich für ein Schloß wie dieses gehörte. Vielleicht stand es doch etwas offen…

Nein, es war geschlossen. Kein Hauch der kalten Novemberluft drang durch die Ritzen. Sein Blick fiel in den Schloßgarten, ein verwildertes Gelände. Er sah auch den Wassergraben, dessen Oberfläche dunkelgrün schimmerte. Er schaute weiter bis zu den Hügeln, wo die meisten Bäume ihre Blätter längst verloren hatten.

Archer hob die Schultern und drehte sich wieder um. Er war Wissenschaftler, kein Detektiv und hatte von einer Firma die Aufgabe übernommen, das Schloß zu durchforsten, abzusuchen nach irgendwelchen bibliophilen oder historischen Kostbarkeiten, die möglicherweise Museen zur Verfügung gestellt oder für viel Geld verkauft werden konnten. Das war seine Arbeit seit zwanzig Jahren, die er stets gewissenhaft durchführte. Bei ihm hatte es noch nie Peinlichkeiten oder Pannen gegeben.

Eine stille Welt umgab ihn. Das Schloß und der Garten wurden von dieser Ruhe umfangen, zu der auch die grauen Schleier gehörten, denn vom Boden her stieg der dünne Nebel wie Fahnen.

Allein in einem Schloß, das war nicht jedermanns Sache, doch Archer spürte keine Furcht. Oft genug hatte er die alten Gemäuer durchforscht, und ein Geist war ihm dabei noch nie begegnet, obwohl viele seiner Landsleute an Geister glaubten.

Ihm war auch klar, daß es kein Geist gewesen war, der, die Tür ins Schloß geschmettert hatte. Sie mußte einfach von selbst zugefallen

sein, obwohl er sich da nicht so sicher war. Deshalb ging er hin.

Zunächst dämpfte der dicke Teppich seine Schritte. Als er ihn verließ, knarrten die Bohlen. Sie lagen als breite Scheite nebeneinander, waren hell und an einigen Stellen schon gesplittert. Wer das Schloß kaufte, hätte es auch renovieren müssen.

Dann hörte er das Geräusch.

Die Hand, die schon fast die Klinke berührte, blieb in der Bewegung stehen und sah aus, als würde sie in der Luft hängen. Das Geräusch wurde zwar durch die dicken Schloßmauern gedämpft, aber der Wissenschaftler hatte es trotzdem identifiziert.

So weltfremd war er nicht, als daß er einen Hubschrauber nicht herausgehört hätte.

In dieser einsamen Gegend hatte er einen Hubschrauber oder ein Flugzeug noch nicht gehört. Rasch drehte er sich um, eilte zum Fenster, konnte die Maschine aber nicht sehen, deshalb öffnete er es, um sich hinauszulehnen.

Die Luft war kalt und drückte. Wie ein Paket preßte sie sich in sein Gesicht und stach in die Lungen, wenn er tief durchatmete. Auf den Bäumen lag noch der hell schimmernde Raureif wie eine glitzernde Schicht. Der Himmel war trüb und wolkengrau.

Er hörte das Geräusch viel lauter als zuvor, nur sah er den Hubschrauber nicht.

Das wollte Ronald Archer nicht in den Kopf. »Verdammt, den habe ich mir doch nicht eingebildet!« beschwerte er sich, »der muß doch irgendwo herumfliegen.«

Er konnte sich nicht einmal auf eine bestimmte Richtung konzentrieren, weil ihm das Geräusch, von allen Seiten kommend, irritierte.

Schließlich blickte er in die Höhe und gleichzeitig etwas nach rechts.

Da sah er den Schatten.

Er war mächtig und dunkel. Über ihm bewegten sich die Rotorblätter und bildeten einen in der Luft stehenden Kreis, der permanent den dünnen Dunst zerschnitt, ohne allerdings richtige Lücken schaffen zu können.

Das Herz klopfte ihm schneller, als er den Hubschrauber sah. Er glitt nahe an der Schloßwand entlang, zu nahe. Jeden Moment konnten die Rotorblätter das Mauerwerk berühren und die Maschine zum Absturz bringen…

Seine Gedanken stockten.

Als hätte die Maschine einen Schlag bekommen, so drehte sie von der Hauswand ab. Wie ein Ungeheuer kam sie Archer vor. Er wurde jedoch nicht gefressen, sondern glotzte wie unter Zwang auf die Kanzel. Dahinter hätte sich eigentlich die Gestalt des Piloten abzeichnen müssen, aber da war niemand zu sehen. Der Hubschrauber

schien ferngesteuert zu sein.
Archer bekam große Augen. Was man ihm da präsentierte, war irre, einfach Wahnsinn: Ein Hubschrauber, der ohne Pilot flog und vor der Schloßwand noch so etwas wie einen Tanz aufführte, als wollte er den einsamen Zuschauer verhöhnen.
Abwehrend streckte Archer einen Arm vor und ging gleichzeitig tiefer in das Zimmer zurück. Über seine Wangen huschte ein Zucken. Er klimperte mit den Augenlidern und sah plötzlich, wie die Maschine wegsackte, wie ein Stein.
Sie stürzte ab!
Ronald Archer schrie auf. Er sprang wieder vor, beugte sich aus dem Fenster, weil er sehen wollte, ob die Maschine im Wassergraben gelandet war. Das hätte er auch hören müssen, nur war von dem Hubschrauber nichts mehr zu sehen. Spiegelglatt lag die Fläche unter ihm. Keine Wellen kräuselten die Oberfläche, das Wasser schimmerte weiterhin in einem dunklen Grün, und auf der Oberfläche schwammen kleine Teppiche aus Algen und Wasserpflanzen.
Er ging rückwärts in das Zimmer hinein und schlug mehrere Male die Hände vor das Gesicht. »Ich bin verrückt«, flüsterte er. »Ich bin verrückt. – Oder bin ich es doch nicht?«
Er war durcheinander. Die Realität hatte sich verändert, war für ihn so fremd geworden, und er stoppte erst, als er mit dem Rücken gegen das Stehpult stieß.
Tief atmete er durch. Ein Schnauben drang aus seinem Mund. Er schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser übergossen. Als er auf seine Hände schaute, zitterten sie.
Schloßgeschichten fielen ihm ein, von Geistern und Gespenstern, die angeblich in den alten Mauern hausen sollten. Aber daran hatte er nie geglaubt.
Die von draußen hereindringende Kälte brachte ihn wieder zur Besinnung. Der Raum besaß zwar einen Kamin, nur hatte er kein Holz angezündet, weil er sich doch nicht so lange hier aufhalten wollte.
Plötzlich sprang Archer vor, knallte das Fenster zu und wirkte in diesen Momenten sehr erleichtert. Archer senkte den Kopf, starrte auf seine Schuhspitzen und strich sich mit beiden Händen durch das Haar.
Was hatte er gesehen?
Einen Hubschrauber, ferngesteuert möglicherweise. Nur konnte er sich nicht vorstellen, daß Maschinen dieser Größe per Fernbedienung fliegen konnten. Nein, so etwas wollte ihm als Nichttechniker nicht in den Kopf.
Was tun?
Ronald Archer war ein Mensch, der sich in Schlössern und Burgen, die ja zu seinen Arbeitsstätten gehörten, stets wohl gefühlt hatte. In diesem Schloß nicht mehr, denn er glaubte auf einmal, ein Gefangener

zu sein, den unsichtbare Kräfte kontrollierten.
Also doch Geister?
Nein, um Himmels willen, nein! Das wollte ihm einfach nicht in den Kopf. Keine Geister, keine Wesen, die feinstofflich waren. Kein Besuch aus einer anderen Welt. Das waren alles nur dumme Sprüche irgendwelcher Menschen, die sich selbst etwas vormachten, die…
Seine Gedanken bewegten sich nicht mehr weiter, denn er hatte etwas gehört, das ihn störte.
Die Haut in seinem Nacken zog sich zusammen, denn das Geräusch war über ihm erklungen. Er schaute hoch, sah die Decke, die im Laufe der Jahre eine graue Farbe bekommen hatte, an einigen Stellen sogar große Flecken zeigte, weil sich dort die Reste von Kerzenqualm abgesetzt hatten. Der Lüster funktionierte nicht, er war nur mehr Dekoration.
Aber das Geräusch schien direkt aus ihm hervorzuströmen. Und es hörte sich schrecklich an.
Wie ein tiefes, grausames Atmen, ein langgezogenes Stöhnen und Ächzen, als stünde eine Kreatur unter einem mörderischen Druck, der sie letztendlich zerstörte.
Ronald Archer war einen Schritt zur Seite gegangen und hatte sich geduckt hingestellt. Die drückende Furcht wollte nicht weichen. Wie ein Dieb hatte sie sich in seinen Körper hineingeschlichen.
Bewegte sich der Lüster?
Nein, er hing ruhig unter der Decke, aber die verfluchten Geräusche waren nach wie vor zu hören. Als wäre dort oben jemand eingeschlossen, und er glaubte auch, Risse zu sehen.
Nun war Archer völlig durcheinander. Er nahm die Brille ab und putzte die wegen der Kühle leicht beschlagenen Gläser. Als er die Brille wieder aufsetzte, waren die Risse deutlicher zu sehen. Fast so breit wie ein Finger, und auch das Stöhnen hatte an Intensität zugenommen. Dann wehte ein kühler Hauch durch den Raum. Auf den Bohlen erklangen Tritte, ohne daß jemand zu sehen war. Und einen Moment später vernahm er vom Stehpult her ein Rascheln.
Ronald Archer drehte sich um und hatte das Gefühl, einen erneuten Schlag zu bekommen. Seine Unterlagen schwebten dicht über dem Stehpult, und die Blätter, die in einem offenliegenden Ordner abgeheftet waren, bewegten sich, als würden sie von einer unsichtbaren Hand umgeblättert.
Er begriff überhaupt nichts mehr, aber Ronald war klar, daß er dieses Zimmer so rasch wie möglich verlassen mußte, in dem es spukte, in dem es ihm nicht geheuer war, wo das Grauen sich manifestierte und Geister die Regie übernommen hatten. Trotzdem war sich Ronald nicht sicher, ob man ihn vielleicht doch reingelegt hatte.
Ein unbestimmtes Gefühl blieb.

Nicht nur den Raum wollte er so rasch wie möglich verlassen, das gesamte Schloß war ihm nicht mehr geheuer. Seine Unterlagen rührte er nicht an, die konnte er später noch holen.

Archer rannte auf die Tür zu. Bevor er sie öffnen konnte, verstummten in dem Zimmer die Geräusche.

Archer hörte sich selbst atmen. Erleichtert war er trotzdem nicht, denn von draußen her hatte er plötzlich ein anderes Geräusch gehört.

Das waren Schritte!

Er schloß die Augen, öffnete sie wieder und vernahm ein ungewöhnliches Knirschen, als würde Metall über Metall reiben.

Was konnte das sein?

Archer hatte einen trockenen Hals bekommen. Er traute sich nicht, die Tür aufzureißen und in den Gang zu schauen. Ihm war klar, daß er sich nicht mehr allein um Schloß befand, obwohl er bei seiner Ankunft niemanden vorgefunden hatte.

Da war Besuch gekommen!

Im Zimmer wollte er nicht bleiben. Um auf den Gang zu gehen, fehlte ihm der Mut.

Was also tun?

Aus dem Zimmer hörte er nichts mehr. Hier fühlte er sich etwas sicherer, aber im Gang waren die Tritte sehr genau zu vernehmen.

Sie näherten sich ihm von der rechten Seite her. Die Tür hatten sie einige Male passiert, das aber änderte sich in diesem Augenblick, denn sie stoppten dicht dahinter.

Auch Archer blieb stehen. Er wollte ein Ohr gegen das Holz legen und horchen, davor allerdings schreckte er zurück, weil es ihm nicht geheuer war.

Eine Warnung hatte ihn erreicht, und so blieb er zunächst einmal stehen, schrak aber zusammen, als er von außen her das Kratzen hörte, als würden Totenfinger über das Holz streichen.

Archer wartete…

Sekunden verstrichen, das Kratzen blieb und näherte sich der Außenklinke.

Der Mann senkte den Blick. Auf einmal bewegte sich die Klinke nach unten. Sie bestand aus Metall, war sehr schwer, das wußte er, und wie unter Zwang trat der Mann zurück.

Sein Glück. Wer immer draußen stand, dieser Jemand hatte es plötzlich sehr eilig.

Er stieß die Tür auf!

Mit einem raschen Sprung hatte sich der Historiker in Sicherheit gebracht. So wurde er von der nach innen geschleuderten Tür nicht getroffen.

Sie prallte bis gegen die Wand, schwang wieder zurück und wurde von einem hochkant gestellten Fuß gestoppt.

Archer bekam große Augen. Jetzt erlebte er wieder ein unerklärliches Phänomen, denn der Fuß war nicht normal. Er gehörte zu einer Rüstung, und vor ihm stand ein Ritter!

***

Leer oder nicht leer, das war hier die Frage. Steckte in der Rüstung jemand, oder bewegte sie sich allein, so wie auch der Hubschrauber von keinem Piloten geflogen war.

Archer wußte gar nichts mehr. Irgendwo hatte sein Denken auch ausgesetzt, und er konnte seinen Blick nicht von der Rüstung wenden. Sie war kleiner als er, dennoch stand sie wie eine kompakte Masse vor ihm und versperrte ihm den Weg nach draußen.

Die Rüstungen standen im Schloß verteilt. Einige von ihnen waren völlig verrostet, diese hier nicht. Sie gehörte zu den besseren, und sie quietschte nicht einmal in den Scharnieren, wenn sich die Arme oder Beine bewegten. Nur das Kratzen schwang ihm entgegen, als die Rüstung einen Schritt über die Schwelle machte.

Das Visier war heruntergeklappt. Es besaß nur sehr dünne Sehschlitze, so konnte Archer nicht erkennen, ob sich dahinter ein Gesicht abzeichnete.

Er wartete ab.

Zu versuchen, gegen die Rüstung zu kämpfen, wäre Wahnsinn gewesen, auch wenn die in Eisenhandschuhen steckenden Hände keine Waffen trugen. Er war diesem Phänomen immer unterlegen und ging in dem Tempo zurück, mit dem die Rüstung das Zimmer betrat. Wenn er jemals etwas steif und ungelenk hatte schreiten sehen, dann war es eben diese Rüstung!

Sie ging weiter, als hätte sie nie etwas anderes getan. Wer immer sich darin verbergen mochte – oder auch nicht – derjenige wußte genau, was er vorhatte.

Und dann kippte sie um.

So schnell, daß Archer erst richtig aufmerksam wurde, als sie mit einem lauten Krachen auf den Bohlen aufschlug und dort liegenblieb. Archer stierte sie an, schüttelte den Kopf und hauchte: »Das ist doch nicht möglich, das kann nicht sein.« Seine Stimme kiekste dabei und er fühlte sich wie in einer Sauna.

Die Rüstung lag genau vor seinen Füßen. Dieses regungslose Etwas gab ihm die Chance, nachzuschauen. Er brauchte nur das Visier hochzuklappen, dann sah er, ob sich jemand darin versteckt hatte.

Wenn ja, mußte es sich um einen kleinen Menschen handeln.

Der Historiker spürte einen würgenden Druck in der Kehle, als wäre ein starkes Seil dabei, ihm die Luft abzuschnüren. Er hätte fliehen können, statt dessen siegte seine wissenschaftliche Neugierde.

So beugte er sich vor, kniete dann neben der Rüstung nieder und

näherte seine zitternden Hände dem Sichtvisier.

Das Metall war kalt, als die Fingerspitzen es berührten. Fast wäre er zurückgezuckt, aber er blieb dran und schaffte es tatsächlich, mit einiger Überwindung, das hindernde Sichtvisier aufzuklappen.

Archer erwartete, in ein totenbleiches Gesicht zu schauen oder was immer es auch sein mochte.

Er täuschte sich.

»Ich… ich drehe noch durch«, ächzte er und schüttelte den Kopf.

»Da… da ist ja niemand.«

Noch einmal schaute er hin, weil er sichergehen wollte, sich nicht getäuscht zu haben.

Es blieb dabei, die Rüstung war leer!

Pfeifend atmete Archer aus, schüttelte den Kopf, wischte über seine schweißfeuchte Stirn und drückte das Visier wieder zurück.

Dann stand er auf, ging mit weichen Knien einige Schritte und stützte sich an seinem Stehpult ab.

Was ging hier vor? Wer spielte mit ihm? Wer beherrschte diese Kräfte? Er fand keine Antwort, es war einfach zu unwahrscheinlich.

Bisher hatte er an übersinnliche Dinge nie geglaubt, die anderen hatte er stets ausgelacht, doch was er hier erlebte, schlug dem Faß den Boden aus.

Die Tür stand nach wie vor offen. Für ihn war es der ideale Fluchtweg, dennoch traute er sich nicht, auf den Gang zu laufen, obwohl ihm dieser leer erschien, zudem vernahm er auch keine Tritte mehr.

Diese Ruhe kam ihm schon unheilig vor.

Welcher Weg blieb ihm noch?

Vielleicht durch das Fenster klettern. Das konnte er, aber es hatte keinen Sinn und war zudem gefährlich. Die erste Etage war höher als normal, und die Außenwand fiel zum Wassergraben hin steil ab.

Zudem war sie ziemlich glatt. Es waren zwar Vorsprünge und Lücken vorhanden, nur traute sich der Historiker nicht zu, seine Füße darauf zu setzen. Er war kein geübter Kletterer, deshalb blieb ihm, wenn er fliehen wollte, nur die offene Tür.

Dort ging er hin, konnte allerdings ein Knarren der Dielen nicht vermeiden, erreichte die Tür, blieb auf der Stelle stehen und schaute vorsichtig in den Gang, wobei er den Kopf nach recht und links bewegte, den Blick über die Bilder gleiten ließ – die Gemälde zeigten zumeist Porträts –, zum Glück lebte keines.

Das heißt, die finsteren Gesichter der dort gemalten Personen blieben so starr.

Allmählich löste sich die schlimme Spannung bei ihm, und er stieß zischend die Luft aus.

Wenn er die Treppe erreichen wollte, mußte er sich nach rechts

wenden. Am Ende des Ganges begannen die breiten Stufen, die in einem Bogen in die Tiefe führten.

Der schmale Teppich auf dem Boden kam ihm vor wie ein Laufsteg, als er über ihn hinwegschritt. Normal konnte er nicht gehen. Er bewegte sich so ähnlich wie die lebende Rüstung.

Ohne Zwischenfälle erlebt zu haben, erreichte er sein Ziel. Archer blickte die Stufen hinab, wobei er die Treppe nur zur Hälfte überschauen konnte, die andere verschwand hinter dem geschwungenen Bogen.

Aus der Halle drang kein Geräusch. Wer sollte sich auch dort aufhalten?

Der Mann war mißtrauisch geworden. Er rückte seine randlose Brille zurecht und machte sich auf den Weg.

Auch hier knarrte das Holz, obwohl ein Teppich die Mitte der Treppe bedeckte. Wieder zog sich die Haut in seinem Nacken zusammen. Für ihn schon ein Zeichen, daß er irgendeiner Gefahr entgegenschritt.

Mit der linken Handfläche schleifte er über das Geländer. Zudem brauchte er das Gefühl, einen gewissen Halt zu haben, um sich, wenn etwas passierte, rasch festklammern zu können.

War die Halle leer?

Bisher hatte er kein Geräusch vernommen, was sich allerdings einen Moment später änderte.

Es gab Geräusche, die der Historiker haßte. Dazu gehörte das Rülpsen, Schlürfen und Schmatzen.

Und genau das vernahm er.

Archer blieb stehen. Sein Gesicht hatte sich verzogen und zeigte einen leichten Anflug von Ekel. Ein paarmal fuhr er mit der Zungenspitze über die Lippen und traute sich erst nach einigen Sekunden, seinen Weg fortzusetzen.

Noch drei Stufen mußte er hinter sich lassen, um in die Halle hineinschauen zu können.

Von seinem Standort aus sah sie sehr weit und geräumig aus. Der Mann konnte die gesamte Breite überblicken. Die Halle selbst war ziemlich karg eingerichtet, es störten kaum Möbelstücke.

Da war der lange Tisch, der Schrank, auch die Feuerstelle…

Das alles sah er, das alles interessierte ihn nicht, denn seine Vermutungen waren vollends über den Haufen geworfen, als er die Person entdeckte, die an dem langen Tisch hockte.

Es war eine fast nackte, dunkelhaarige Frau.

Das störte ihn nicht einmal, auch wenn es ihn wunderte. Ihm stieß vielmehr die Tat dieser Person auf, denn sie hielt mit beiden Händen einen bleichen Totenkopf umklammert, bei dem die Schädeldecke fehlte. Dieser Totenkopf diente ihr als Gefäß für eine rote Flüssigkeit, die merkwürdigerweise nicht aus den Augenhöhlen oder den anderen

Öffnungen rann.

Statt dessen trank die Person das Zeug, und Archer glaubte, daß es sich dabei um Blut handelte…

***

Jane Collins stoppte ihren kleinen Golf auf dem Parkplatz vor dem Haus der Sarah Goldwyn. Die Detektivin und ehemalige Hexe wohnte darin seit einiger Zeit mit der wesentlich älteren Horror-Oma.

Es war eine Laternengarage zwischen zwei Bäumen.

Zwei Frauen saßen im Golf. Einmal Lady Sarah auf dem Beifahrersitz und Jane, die das Fahrzeug gelenkt hatte. Sie stieß auch die Tür auf und schwang ihre langen Beine aus dem Golf. Jane trug erbsengrüne Cordjeans, dazu einen braunen Pullover mit gelbem Muster und hatte darüber eine dreiviertellange Jacke, die sehr weit geschnitten war.

»Nicht so hastig«, beschwerte sich die Horror-Oma. »Eine alte Frau ist doch kein D-Zug.«

Jane lachte. Sie hatte sich schon an den Kofferraum gestellt. »Ich möchte wissen, wo du alt bist.«

»Hör auf, Kind, ich fühle mich nicht gut. Das feuchte Wetter geht mir ganz schön in die Knochen. Wenn du in die Jahre kommst, wirst du es auch merken.«

Jane hatte die Heckklappe geöffnet und schaute auf die beiden mit Lebensmitteln gefüllten Kartons. Sie und Lady Sarah waren im Supermarkt gewesen, um einzukaufen. So war ein großer Teil des Morgens vorübergegangen, und für den Nachmittag hatte sich Sarah Goldwyn vorgenommen, ins Kino zu gehen.

Der Titel des Films stand noch nicht fest, sie konnten zwischen drei Streifen wählen.

Trotz ihres relativ hohen Alters war Sarah Goldwyn im Herzen jung geblieben. Sie liebte alles, was mit Grusel und Action zu tun hatte, dazu gehörten eben auch die entsprechenden Filme. Mit wehendem Mantel schritt die Horror-Oma durch den Vorgarten auf die Haustür zu, um sie aufzuschließen.

Jane hatte mittlerweile den ersten Karton aus dem Wagen gehoben und schleppte sich mit ihm ab. Mit einem erleichterten Atemstoß stellte sie ihn in den Flur und meinte: »Manchmal könnten wir einen Mann im Haus gut gebrauchen.«

Lady Sarah nickte. »Da sagst du was, Kind. Wir können ja John Sinclair anrufen, damit er demnächst bereitsteht, wenn wir vom Einkaufen nach Hause kommen.«

»Der wird sich hüten.«

Sarah strich über Janes Wange. »Es kommt darauf an, Kind. Du mußt ihm nur die richtige Belohnung versprechen.«

»Und die wäre?«

Jetzt wurde ihr Blick fast traurig. »Habt ihr jungen Leute so wenig Phantasie, was eine Belohung für einen Mann angeht, den man persönlich sympathisch findet?«

»Das nicht«, gab Jane lächeln zurück. »Nur bin ich mir nicht sicher, ob John mich nicht längst vergessen hat.«

»Wieso denn das?«

»Sarah, wann hast du ihn zum letztenmal gesehen?«

Die Horror-Oma runzelte die Stirn und spielte mit den zahlreichen Ketten, die um ihren Hals hingen. »Das ist allerdings schon eine Weile her, muß ich dir sagen.«

»Eben.«

»Er wird keine Zeit gehabt haben.«

Jane hob die Schultern. »Dies kann ich nicht beurteilen. Glaube allerdings nicht daran, daß er an jedem Abend eingespannt ist. Er ist ziemlich auf Distanz gegangen.«

»Glenda?«

Jane hob die Schultern, um danach den Kopf zu schütteln. »Das ist vorbei, glaube ich.«

»Du meinst die kleinen Eifersüchteleien zwischen euch beiden?«

»Eben.«

»Es wird auch wieder andere Zeiten geben, Kind.«

»Mal schauen.« Jane deutete durch die Tür. »Ich hole noch den zweiten Karton.«

»Soll ich dir helfen?«

Heftig winkte Jane ab. »Wenn wir schon keinen Mann im Hause haben, dann spiele du ihn bitte nicht selbst. Das schaffe ich schon, keine Sorge.«

Jane verschwand.

Das Wetter entsprach der Jahreszeit. Grau und düster lag es über der Millionenstadt. Der schöne Herbst war vorbei. Zwar hing noch viel Laub an den Bäumen, aber in der letzten Nacht hatte es den ersten Frost gegeben.

Wenn jetzt noch ein Sturm kam, waren die Bäume bald kahl.

Jane bückte sich, packte auch den zweiten Karton, stellte ihn ab und schloß die Hecktür. Sie wischte über ihre Stirn und schaute auf die verblühten Blumen des Vorgartens. Gedanken an die Weihnachtstage kamen ihr in den Sinn. Noch sechs Wochen, dann war es wieder soweit. Die Zeit rannte viel zu schnell davon.

Als Jane das Haus betrat, hörte sie das Telefon und auch die Stimme der Horror-Oma, die sich meldete.

Jane stellte den zweiten Karton neben dem ersten ab, zog die Jacke aus, fuhr sich mit beiden Händen durch das blonde Kurzhaar und sah, daß Lady Sarah zurückkehrte.

»Wer war es denn?«

Die Horror-Oma hob die Schultern. »Keine Ahnung.«
»Wie?«
»Der Anrufer hat wieder aufgelegt.«
»Falsch verbunden?«
»Kann sein.« Sarah Goldwyn zog den Mantel aus. Darunter trug sie ein Kleid von tiefroter Farbe, die einen Stich ins Violette besaß.
An dem breiten Kragen war das Kleid mit grauem Stoff abgesetzt.
Ihr Haar hatte sie sorgfältig frisiert, die Haut wirkte noch frisch, und vor der Brust klimperten bei jeder Bewegung die Ketten aneinander.
Jane zerrte die beiden Kartons in die Küche, wo sie und Lady Sarah mit dem Auspacken anfingen. In der Küche befanden sich zwei große Kühlschränke, die alle Waren aufnehmen konnten.
Die beiden Frauen waren noch beim Einräumen, als sie abermals das Telefon hörten.
»Jetzt hebe ich aber ab«, sagte Jane. Sie lief mit schnellen Schritten in den Wohnraum und meldete sich mit einem kurzen »Hallo…«
Nichts war zu hören.
»He, wer sind Sie denn?«
Erst nach dieser Frage bekam sie eine Reaktion. Ein leises Lachen ertönte.
»Wollen Sie mich ver…?« Jane schluckte die restlichen Silben herunter.
»Warte ab!« hörte sie das Flüstern, dann hängte der Anrufer ein.
Jane wußte nicht einmal, ob ein Mann oder eine Frau gesprochen hatte. Auch sie legte den Hörer wieder auf, hörte Lady Sarah kommen und auch ihre Frage. »Hattest du mehr Glück?«
»Ja und nein.«
»Was sagte der Anrufer denn?«
»Warte ab.«
Sarah legte eine Hand an ihr Ohr. »Wie bitte?«
»Er sagte nur: Warte ab. Das war alles. Komisch, nicht?« Jane gestattete sich ein Lächeln.
»In der Tat. Und du hast die Stimme nicht erkannt?«
»Nein, ich habe nicht einmal herausgehört, ob ein Mann oder eine Frau sprach.«
»Glaubst du denn an eine falsche Verbindung?«
Jane ließ sich auf einer Stuhlkante nieder, als wäre sie fremd in der Wohnung. »Das weiß ich nicht. Wie ich mich allerdings kenne, glaube ich nicht daran.«
Lady Sarah winkte ab. »Ah, Kind, du solltest das nicht alles so eng sehen.«
»Nun ja, ich bin ein gebranntes Wesen.«
Die Horror-Oma nickte. »Ja, ja, bemitleide dich nur selbst, Jane.«
»Das hat damit nichts zu tun. Ich denke nur daran, daß ich einmal

eine Hexe gewesen bin.«

Lady Sarahs Blick nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

»Meinst du, daß der Anruf damit in Verbindung stand?« Beide Frauen gehörten zu den Menschen, die wußten, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als sie mit ihren eigenen Augen sehen konnten.

»Keine Ahnung.« Jane breitete die Arme aus und ließ sie wieder an den Körper sinken.

»Wie kommst du denn darauf?« Auch Sarah Goldwyn hatte Platz genommen und sah Jane an.

»Ja«, murmelte die, »wie komme ich darauf? Ich weiß es selbst nicht genau, aber da war etwas.«

»Was und wo?«

»Ein Gefühl, Sarah, ein plötzliches Gefühl. Dieser Anruf muß mit meiner Vergangenheit zu tun haben. Ich… ich spüre es. Da wollte mich jemand locken, was auch die beiden Worte besagten. Abwarten soll ich. Auf was soll ich warten?«

Sarah lächelte. »Vielleicht auf den nächsten Anruf. Oder wäre das so ungewöhnlich?«

»Bestimmt nicht.«

»Na«, die alte Dame nickte entschlossen, »dann werden wir mal gemeinsam warten. Wenn du recht hast, wird sich das unbekannte Wesen wieder melden.« Sie war aufgestanden und tippte Jane gegen die Schulter. »Bis es soweit ist, können wir uns einen wunderbaren Tee kochen. Der wird uns guttun, den haben wir uns auch verdient.«

Nach diesen Worten verschwand sie in der Küche und ließ eine nachdenkliche Jane Collins zurück. Sie hatte der Horror-Oma nicht alles erzählt. Während des Anrufs hatte sie einen Stich in ihrer Brust verspürt. Er war wie eine Flammenzunge dorthin gefahren, wo ihr Herz schlug, und das mußte etwas zu bedeuten haben. Deshalb war sie auch davon ausgegangen, daß dieser Anruf mit dem Dasein zusammenhing, das sie einmal als Hexe und Teufelsdienerin geführt hatte, denn völlig befreit worden war Jane Collins davon nicht.

Etwas war zurückgeblieben. Zwar verschüttet, aber vorhanden, und sie wußte auch, daß es hervorgeholt werden konnte, wenn bestimmte Ereignisse eintraten.

Jane Collins stand auf und ging in die Küche, wo das Teewasser schon kochte.

»Na, wieder alles okay?«

Jane lächelte. »Wie man's nimmt. Ich warte wirklich darauf, daß sich der Anrufer noch einmal meldet.«

»Oder die Anruferin.«

»Auch das ist möglich.« Jane verließ die Küche und deckte im Wohnraum den Tisch. Mit gerunzelter Stirn und irgendwie vorsichtigen Bewegungen stellte sie das hauchdünne Porzellan hin.

Mit ihren Gedanken war sie ganz bei dem Anruf.
Lady Sarah kam mit dem Tee, auf den Lippen lag ein aufmunterndes Lächeln. »Zieh nicht so ein Gesicht, Jane, der Kopf wird dir schon nicht abgerissen.«
»Bestimmt nicht.«
»So.« Sarah stellte die Kanne ab, ging zum Schrank und holte eine Dose mit Gebäck hervor. Sie stellte sie neben die Kanne, wollte einschenken, als das Telefon abermals anschlug.
Da passierte es.
Im gleichen Moment, praktisch mit dem ersten Klingeln, zersprang auch die Kanne, und der heiße Tee ergoß sich über den Tisch…

***

Die unbekannte, fast nackte Frau hielt den oben offenen Totenschädel mit beiden Händen fest, kippte ihn jetzt weiter und schlürfte ihn leer. Das Bild stand wie ein furchtbares Gemälde vor den Augen des Beobachters, der die Szene kaum fassen konnte, weil sie einfach zu irreal war. Dennoch mußte er zugeben, daß er in den vergangenen Minuten schon soviel Außergewöhnliches erlebt hatte, daß es auf dieses unnatürliche Trinken auch nicht mehr ankam. Zudem war es ja nicht sicher, ob die Frau tatsächlich Blut trank.
Er sah sie im Profil, und er bekam auch mit, wie sie mit sehr langsamen Bewegungen den Schädel wieder zurück auf den Tisch stellte, als hätte sie Furcht vor einem Zerbrechen.
Der Mann schaute auf ihren nackten Rücken. Nur unterhalb der Hüften trug die Frau so etwas wie einen Gürtel, der möglicherweise gerade noch ihre Scham bedeckte.
Am linken Handgelenk schimmerte ein breiter Reifen in einem tiefen Goldton. Ihr langes Haar sah aus, als wäre es mit Lack bestrichen worden, aber es schien einen natürlichen Glanz zu besitzen.
Die Frau saß auf dem Stuhl und bewegte sich jetzt etwas nach rechts, so daß der Historiker den Gegenstand erkennen konnte, der neben ihrem Arm seinen Platz auf dem Tisch gefunden hatte.
Es war ein Messer, kein normales, sondern eins mit einer Klinge aus Horn.
Obgleich er einen Anzug aus dickem Cord trug, zitterte er. Hinter den Brillengläsern bewegten sich seine Augen, und er stellte sich zahlreiche Fragen auf einmal.
Was sollte er tun? Wer war die Frau?
Von einer Schloßbesitzerin hatte er bisher nichts gehört, und wenn ja, dann setzte sie sich bestimmt nicht fast nackt in eine kalte Eingangshalle. Nein, diese Person war etwas Besonderes, und Ronald Archer ging davon aus, daß sie unmittelbar etwas mit den im Zimmer erlebten Vorgängen zu tun hatte.

Das Zimmer brachte ihn auf eine Idee. Vielleicht war es doch besser, wenn er sich wieder in den Raum zurückzog. Eine bluttrinkende Frau, die ein Messer neben sich liegen hatte, erschien ihm noch gefährlicher als alles andere.

Sein Entschluß wurde durch die Tritte entmachtet, die er über sich hörte.

Das war wieder die leere Rüstung, die sich erhoben haben mußte und jetzt durch den Gang schritt.

Und er?

Archer war durcheinander. Er mußte sich innerhalb der folgenden Sekunden entscheiden, aber was, zum Henker, sollte er tun?

Er blickte wieder nach vorn – und hatte das Gefühl, von einem Stromstoß erwischt zu werden.

Es hatte sich kaum etwas verändert, aber das Wenige reichte völlig aus, um den Mann aus der Bahn zu bringen.

Die unbekannte Frau unten in der Halle hatte sich auf ihrem Stuhl gedreht und schaute ihn an.

Obwohl eine gewisse Distanz zwischen ihnen lag, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, als würde sie nur ihn, gerade ihn aus nächster Nähe anschauen, und auch Archer bekam vor Staunen große Augen, denn dieser dunkle Blick zwang ihm einen Willen auf, der seiner Meinung nach nicht von dieser Welt stammte.

So etwas hatte er noch nicht erlebt. Der Blick ging ihm durch und durch und erfüllte ihn wie die Kraft einer heißen Sonne. Lag es an den Augen oder an dem ungewöhnlichen Stein, der an eine Kette vor der Stirn hing.

Welch ein Gesicht!

Archer war fasziniert von den reinen, sehr klaren normalen Zügen, von der hellen Haut, der geraden Nase und dem wunderschön geschwungenen Mund mit den Kußlippen.

Ja, sie war fast nackt. Nur um die Hüfte herum wand sich so etwas wie ein schmaler Gürtel. Die Mädchen in Rio trugen ähnlich knappe Tangahöschen, die natürlich mehr zeigten, als sie bedeckten. Seine Blicke strichen über die weißen Brüste der Frau.

Die Person sagte nichts, sie schaute nur, und der Blick kam Archer vor wie ein stummer Befehl, dem er nichts entgegenzusetzen hatte.

Er mußte einfach gehen.

Und er ging.

Innerhalb der letzten dreißig Sekunden war er zu einem anderen Menschen geworden, obwohl er äußerlich gleich aussah. Er schritt die Stufen hinab und glaubte dabei, als fremde Person auf dieser Welt und in diesem Schloß einherzugehen. Archer war nicht mehr er selbst, eine andere Kraft hatte ihn unter Kontrolle.

Die Frau rührte sich nicht. Nur ihre dunklen Pupillen bewegten sich

und verfolgten den Mann genau.

Waren die Lippen dieser Person tatsächlich von Natur aus so rot, oder klebte noch das Blut aus dem Schädel an ihnen? Diese Frage schoß ihm durch den Kopf, als er auch die letzten Stufen überwand und auf dem Steinboden weiterging.

Hier unten hatte der Erbauer des Schlosses auf Holz verzichtet und quadratische Steine gelegt.

Kaum hatte Archer die letzte Stufe hinter sich gelassen, als sich die Frau erhob. Sehr langsam, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Sie sprach nicht; in ihrem Gesicht blieb alles glatt wie Stein, sie schaute nur.

Und Archer schaute ebenfalls…

Er ging wie auf Wolken. Diese fast nackte, für ihn namenlose Gestalt dort lockte ihn an, so daß er nicht anders konnte, als auf sie zuzuschreiten.

Dann bewegte sie den linken Arm. Sie winkte ihn nur ein wenig an, doch das Zeichen reichte aus, um Archer schneller gehen zu lassen. Plötzlich wollte er zu ihr, es gab keine andere Möglichkeit für ihn. Er mußte sie einfach anfassen.

Bevor es soweit war, streckte sie ihm ihre Hand entgegen und stoppte ihn mit der Fläche. Trotz seiner dicken Kleidung spürte er die Kälte, die über seine Haut strich.

Eine Kälte, die von der Frau ausging.

Sie schauten sich an, und Archer bewegte mühsam seine Lippen, um eine Frage stellen zu können. »Wer bist du?«

»Orania.«

Die Frau nannte nur ihren Namen, mehr nicht, und Archer sann darüber nach, wo er ihn schon einmal gehört hatte. Er kam nicht darauf, der Name war ihm unbekannt. Selbst bei seinen historischen Forschungen war er nicht über ihn gestolpert.

»Müßte ich ihn kennen?«

»Ich weiß es nicht.« Sie hob die nackten Schultern und lächelte ihm zu. »Wichtig ist, daß du gekommen bist.«

»Ich?«

»Ja du.«

Er hob die Schultern, noch immer irritiert. »Ich kam, weil man mich schickte. Ich sollte das Schloß prüfen, wenn du verstehst.«

Himmel, wie leicht es ihm fiel, diese an sich doch fremde Person mit dem vertraulichen Du anzureden.

»Ja, Ronald.«

Archer erlebte abermals eine Überraschung. »Du… du kennst meinen Namen?«

Sie nickte. »Ich habe auf dich gewartet, mein Lieber. Du bist gekommen, ich wußte es.«

»Sicher, aber ich muß wieder gehen.«
»Wann?«
»Gleich.«
»Nein, du bleibst!«
Archer widersprach nicht. Er wunderte sich selbst darüber, daß er es hinnahm. Er hatte sich vorgenommen, in den nächsten Ort zu fahren, um dort zu übernachten. Sollte das jetzt alles hinfällig sein?
Orania streckte ihm die Hand entgegen und berührte sein Gelenk.
Wieder spürte er die Kälte und traute sich diesmal, eine Frage zu stellen. »Wo kommst du her?«
»Ich stamme aus dem Wasser.«
Archer schluckte. Seine Mundwinkel zuckten. Er war in diesem Augenblick völlig von der Rolle. »Aus dem Wasser?«
»Ja.«
»Und wer bist du?«
»Eine Frau, eine Hexe, eine Wasserhexe! Jedenfalls bin ich für dich Orania.«
»Ja, ja, aber…«
»Es wird kein Aber geben. Du mußt mitkommen.«
»Ähm… wohin?«
Zum erstenmal huschte ein Lächeln um ihre Lippen. »Wohin kann denn eine Frau den Mann schon führen? Wir werden jetzt in mein Gemach gehen, Ronald, eben zu mir…«
Er nickte nur, zu mehr war er nicht fähig, und er kam sich vor wie ein Schüler, der seiner Lehrerin hinterherstolperte, obwohl er dies eigentlich nicht wollte…

***

Lady Sarah sprang rechtzeitig genug auf, sonst hätte sie der vom Tisch tropfende heiße Tee noch verbrüht. So klatschte ein Teil der Lache zu Boden und bildete auf dem Teppich einen feuchten Fleck.
Keiner konnte sich erklären, aus welchem Grund die Kanne so plötzlich zerbrochen war, jedenfalls war sie weder von Jane noch von Sarah an- oder umgestoßen worden.
Das mußte einfach mit dem Klingeln des Telefons in Verbindung stehen. Als es zum drittenmal läutete, legte Jane ihre Hand auf den Hörer, ohne ihn jedoch in die Höhe zu heben.
Sie schaute Sarah an, als wollte sie sich mit ihr absprechen und sah deren Nicken.
Sehr behutsam nahm sie den Hörer hoch, hielt ihn an ihr Ohr und vernahm dieselbe Stimme wie beim ersten Anruf. »Du wirst kommen müssen, Jane Collins. Du mußt kommen…«
»Wohin?« rief sie laut.
»Ins Hexenschloß mußt du kommen, dort warte ich auf dich. Komm

ins Hexenschloß!«

Jane verstand die Worte und lauschte gleichzeitig der Stimme nach, wobei sie überlegte, ob sie die möglicherweise schon einmal gehört hatte, doch ihr fiel nichts ein. Während sie lauschte und nachdachte, schaute sie gleichzeitig Sarah Goldwyn an, die ihr ebenfalls einen gespannten Blick zuwarf.

»Ich kenne das Schloß nicht.«

»Waterhill Manor, hast du gehört? Waterhill Manor. Ich sage den Namen nicht noch einmal.«

»Und wer sind Sie?«

»Ich warte auf dich. Beeile dich, es wird Zeit. Du wirst gebraucht, Jane Collins…« Nach dem letzten Wort legte der Unbekannte auf, und das Freizeichen klang aus dem Hörer.

Auch Jane ließ den Hörer auf die Gabel sinken. Mit der anderen Hand wischte sie über ihre Stirn, hob die Schultern, räusperte sich und sah noch immer Lady Sarahs fragenden Blick auf sich gerichtet.

»Es war ein Mann.«

»Kennst du ihn?«

»Nein.« Jane setzte sich nieder und starrte auf die Scherben der Kanne. »Ich habe auch seinen Namen nicht gehört, und seine Stimme war mir ebenfalls fremd.«

»Was wollte er denn von dir?« Sarah ging um den Tisch herum und baute sich vor Jane auf.

»Tja«, Jane hob die Schultern. »Was wollte er von mir? Er hatte einen Auftrag für mich. Er sagte, daß er mich brauchen würde. Ich soll zu ihm kommen, ins Hexenschloß.«

»Wie bitte?«

»Ja, ins Hexenschloß, Sarah. Ich habe mich nicht verhört, das kannst du mir glauben.«

»Ich bezweifle das nicht. Nur ist mir das Hexenschloß unbekannt. Du weißt, daß ich mich eigentlich auskenne. Aber diesen Begriff habe ich noch nie gehört.«

Jane schob die Unterlippe vor. »Es war ja nicht alles, der Anrufer fügte noch etwas hinzu. Das Hexenschloß hat auch einen normalen Namen, wenn ich mich nicht verhört habe. Waterhill Manor.«

»Noch mal.«

Jane wiederholte den Namen, weil sie ihn erst zu leise ausgesprochen hatte.

Die Horror-Oma geriet ins Grübeln. Der Tee und die zerbrochene Kanne waren vergessen. Sie dachte über Waterhill Manor nach und schüttelte einige Male den Kopf, denn sie persönlich kannte es auch nicht. »Nein, den Namen habe ich noch nicht gehört.«

»Was rätst du mir?«

Mrs. Goldwyn ging nicht auf die Frage ein, schnippte mit den Fingern

und meinte: »Das wird sich aber herausfinden lassen. Ich schaue in meinen schlauen Büchern nach. Komm mit.«

Unter dem Dach besaß die Horror-Oma eine prächtig ausgestattete Horror-Bibliothek. Sie kaufte und sammelte alles, was mit übersinnlichen Vorgängen zusammenhing. Das bezog sich nicht allein auf Bücher und Zeitschriften, ihre Videothek war toll ausgestattet und wurde mit den neusten Streifen eingedeckt.

Jane hatte es in den letzten Wochen übernommen, alles zu ordnen und sich extra einen Computer angeschafft, der eine spätere Sucherei doch sehr erleichterte.

Noch war nicht alles eingespeichert worden, aber die Bücher schon, und Jane schaltete den Helfer ein, hockte sich vor den Bildschirm, während ihr Sarah von der Seite her zuschaute.

Das entsprechende Programm war eingelegt worden. Da sie so ziemlich alles gespeichert hatten, was in Großbritannien an Schlössern und Burgen vorhanden war, bestand durchaus die Chance zu einer positiven Antwort. – Nach kurzer Suche war das Ergebnis auf dem Monitor sichtbar.

Jetzt beugte sich auch Lady Sarah, die sich anfangs gegen die Anschaffung eines Computers gesträubt hatte, nach vorn. Sie hatte die Brille aufgesetzt, weil sie mitlesen wollte und sah die Information überdeutlich.

Es gab ein Waterhill Manor, im Südwesten von England, nördlich von Caterbury.

»Da haben wir es!« flüsterte Jane und lächelte. »Dem großen Bruder Computer sei dank.«

»Ja, tatsächlich.«

»Weißt du… oder kennst du dich aus, Sarah?«

Die Horror-Oma hob die Schultern. »Nein, Jane, ich war noch nie dort, obwohl mir dieser Platz nicht unbekannt ist.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Ich bin mal vor Jahren durch die Gegend gefahren. Sie ist einsam und romantisch und nur spärlich besiedelt.«

Jane nickte. »Ich verstehe. Eignet sie sich denn für irgendwelche Verstecke?«

»Das kann ich nicht sagen. Es ist zu lange her. Eine andere Frage. Willst du denn fahren?«

Jane hob die Schultern. »Ich bin mir nicht sicher. Mein Verstand sagt: Fahre nicht…«

»Dann höre auf dein Gefühl, Kind. Denk daran, daß du deine Vergangenheit noch nicht ganz abgeschüttelt hast. Dieser Unbekannte, von dem du praktisch nichts weißt, wird dich dort erwarten.«

»Das sagte er. Ich aber frage mich, was dann geschieht? Was hat er mit mir vor? Eine alte Rache?«

»Das kann sein.«
Jane schaute Sarah aus schmalen Augen an. »Eines sage ich dir, Sarah. Dich nehme ich nicht mit. Ich werde wohl fahren, aber…«
»Weshalb sollte ich zu Hause bleiben?«
»Weil es zu gefährlich ist.«
»Weißt du das genau?«
»Ja, denn alles ist gefährlich, was mit mir und meiner Vergangenheit zu tun hat.«
Das Gesicht der Horror-Oma nahm einen ernsten Ausdruck an.
»Denkst du dabei auch an dich, Jane?«
»Natürlich.« Sie erhob sich und schaute auf die Uhr. »Wenn ich jetzt losfahre, kann ich noch vor der Dunkelheit dort sein.«
»Das stimmt, und John Sinclair auch.«
Jane, die sich schon abgewendet hatte, drehte sich noch einmal um. »Wieso John?«
Lady Sarah bewegte ihren ausgestreckten Zeigefinger. »Kind, wenn jemand mitfährt, dann er.«
»Aber…«
»Kein Aber. Er bekommt auf jeden Fall Bescheid. Wenn du ihn nicht anrufst, übernehme ich es.« Sie deutete auf das Telefon. »Da, wie du es haben willst.«
Die Detektivin verdrehte die Augen. »Ich weiß ja nicht einmal, ob er Zeit hat.«
»Du hast einen Mund, um zu fragen.«
Sie lachte plötzlich. »Es ist fast schon ein Wahnsinn, denn ich kann dir keine Bitte abschlagen, Sarah.«
»So soll es auch sein.«
Innerlich war Jane froh, Begleitung zu bekommen, denn sie wußte nicht, wer oder was sie auf Waterhill Manor erwartete…

***

Ich hatte Zeit, das heißt, ich hatte eigentlich keine, denn noch immer war ich nicht dazu gekommen, nach Frankreich zu reisen, um den Abbé die Ikonentafel zu geben, die zum Schatz der Templer gehörte, dessen Besitzer ich als Sohn des Lichts ja sein sollte und der in den Tiefen vor Neufundland verborgen lag.
Das alles ärgerte mich, aber es war etwas Dringendes dazwischengekommen.
Wir hatten Ari Leonidas erlebt, einen Griechen, der den Tod seiner Tochter Sigrid, einer Terroristin, auf furchtbare Art und Weise zu rächen versucht hatte, indem er killende Einhörner auf uns gehetzt hatte. Wir waren Sieger geblieben, der Grieche war leider entkommen und würde auch weiterhin versuchen, sich an die Spitze der geheimnisvollen Psychonauten zu setzen, um sie zu führen und den

Geheimnissen der Welt auf die Spur zu kommen.
Das war ein anderes Thema, zwar nicht abgeschlossen, doch zunächst zu den Akten gelegt.
Ich hatte versucht, mit dem Abbé zu telefonieren, ihn aber nicht erreichen können. Nur mit einem der Templer hatte ich gesprochen.
Für mich war der Mann in diesem Fall nicht kompetent. Die Ikone ging nur den Abbé etwas an.
Sie war ungemein wertvoll, auch sehr alt. Ich hatte sie schätzen lassen – sie würde den Templern ein Vermögen einbringen.
Man hatte mir versprochen, daß der Abbé noch am gleichen Tage versuchen würde, zurückzurufen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Anruf zu warten.
Es ärgerte mich nicht, daß ich im Büro saß, denn das Wetter gehörte nicht zu den besten Tagen, die man im Herbst erleben konnte. Der Himmel war grau wie Schuhsohlen nach einem staubigen Marsch.
Von der Themse her zog ein leichter Dunst durch die Straßen, wo er sich mit den Abgasen der viel zu vielen Fahrzeuge verquirlte.
Suko war auf der Toilette gewesen und kehrte wieder zurück.
»Na, wann fahren wir?«
»Wohin?«
»Nach Frankreich.«
Ich winkte ab. »Keine Ahnung.«
Er nahm auf der Schreibtischkante Platz. »Himmel, bist du träge geworden.«
»Liegt wohl am Wetter. Trübe Tage machen auch trübe.«
»Das bist du doch immer«, hörten wir beide Glendas Stimme von der Tür her.
»Ach nein, unsere Nörgeltante.«
Glenda blieb an der Tür stehen, beugte sich vor, wippte auf einem Bein und hielt sich am Rahmen fest. »Eine Nörgeltante, die essen gehen will. Wer geht mit?«
»Wohin?« fragte Suko.
»In die Kantine.«
Der Inspektor zog einen Flunsch. »Essen in der Folie, das bläht dir ja den Magen auf, als hättest du einen Fußball verschluckt. Ist heute nicht mein Fall.«
Glenda nickte in das Zimmer hinein. »Das mußt du gerade sagen. Zu Hause die Tischdecke anknabbern und hier die große Klappe haben. Das sind die richtigen.«
»Ich verzichte heute.« Suko blieb eisern.
»Und du, John?«
»Schließe mich meinem Nichtesser an.«
»Ihr seid blöd«, schimpfte Glenda und zog sich zurück.
»Seit wann hat sie einen so großen Hunger?« fragte ich.

Suko hob die Schultern. »Sie hat heute morgen auf das Frühstück verzichtet. Da ist sie…«

Was Suko sagen wollte, ging unter im Schnarren des Telefons. Bevor er sich herumgedreht hatte, hielt ich den Hörer bereits in der Hand und meldete mich.

»Er ist also doch da, der große Jäger aller Geister.«

»Jane Collins!« rief ich. »Dich gibt es auch noch.«

»Ja, du Heuchler, das wollte ich dich fragen. Sag mal, hast du irgendeine heiße Sache laufen?«

»Nein.«

»Dann kannst du ja…«

»Oder doch«, unterbrach ich sie.

»Ich müßte eigentlich nach Frankreich fahren.«

»Du müßtest?«

»Ja.«

»Kannst du das verschieben?«

»Kommt darauf an.«

»Dann verschiebe es, John, denn ich möchte dich einladen, mit mir eine Nacht im Hexenschloß zu verbringen.«

Ich runzelte beide Brauen. »Worin, bitte?« Auch Suko, der mithörte, staunte nicht gelinde.

»Im Hexenschloß. Waterhill Manor. Es liegt nicht einmal weit von London. Wir können heute abend schon dort sein.«

»Und was, bitte, sollte mich dazu bringen, mit dir eine Nacht im Hexenschloß zu verbringen?«

»Reiche ich dir als Person nicht?«

»Das schon, aber…« Ich lachte. »Wenn du anrufst und mit derartigen Begriffen um dich wirfst, steckt zumeist mehr dahinter. Sicherlich habe ich recht.«

»Hast du.«

»Dann rück mal raus mit der Sprache.«

Jane erzählte. Was sie mir sagte, riß mich zwar nicht vom Stuhl, brachte mich aber zum Nachdenken.

»Nun, John, willst du mit?«

»Na ja, wenn du mich so nett bittest.«

»Davon kann keine Rede sein. Ich fahre auch allein, so ist das wirklich nicht.«

»Das würde ich mir nie…«

»Also kommst du mit?«

»Wann soll ich dich abholen?«

»Setz dich in deinen tollen Flitzer und rutsche bei Lady Sarah vorbei. Ich warte schon frisch gewaschen und mit gepacktem Koffer.«

Ich verdrehte die Augen. »Was, einen Koffer willst du auch mitnehmen? Das kann doch nicht…« Ich legte auf, da Jane die

Verbindung bereits unterbrochen hatte.
Suko grinste mich über den Schreibtisch hinweg an. »Na«, sagte er, »dann mal viel Spaß im Hexenschloß.«
»Ist der Alte da?«
»Ich werde jedenfalls fahren. Sag ihm Bescheid. Wahrscheinlich bin ich morgen früh wieder hier.«
»Lebend?«
Ich schüttelte den Kopf, streifte die Jacke über und hängte den Burberry auf meinen Arm. »Das will ich doch meinen. Oder denkst du, daß ich als Hexe zurückkehren könnte.«
»Höchstens als Hexer.«
»Danke, verzichte.« Ich winkte Suko zu. An der Tür sagte ich:
»Eine Nacht im Hexenschloß kann ja auch mal ganz nett sein. Vor allen Dingen, wenn man mit einer ehemaligen Hexe zusammen ist.«
»Nimm dir nur nicht zuviel vor. Was soll ich Glenda sagen, wenn sie nach dir fragt?«
Ich wiegte den Kopf. »Sag ihr einfach, daß ich neuerdings auf Hexen stehe und ausprobiere, ob sie auch so gut im…« Ich winkte ab.
»Nein, sag ihr lieber nichts, sonst vergiftet sie noch den Kaffee.« Mit einem letzten Winken verließ ich das Büro und fuhr nach unten, um den Rover zu holen.
Hexenschloß, dachte ich. Bin gespannt, was das schon wieder sein sollte…

***

Im Gemach der Orania brannte im Kamin ein Feuer, ohne daß Archer jemand gesehen hätte, der es anzündete. Niemand war ihm außer der Frau im Schloß begegnet, und als er sich auf die weiche Polsterunterlage des Stuhls setzte, fragte er sich automatisch, ob er sich die Geschehnisse nicht eingebildet hatte.
Eigentlich hätte er längst im Ort sein müssen. So aber hockte er im Zimmer der Frau, starrte auf die Flammen und dachte darüber nach, was noch alles passieren würde.
Da brauchte er nur auf das breite Bett zu schauen, das einen großen Teil des Raumes ausfüllte. Sie hatte ihm den Himmel auf Erden versprochen, hoffentlich wurde es nicht die Hölle.
Allmählich gewann der Historiker Distanz zu den ungewöhnlichen Vorfällen und auch zu der ungewöhnlichen Begegnung. Er dachte auch über sich als Mann nach, und über seine Beziehungen zu den Frauen.
Ein schöner Mann im Sinne der Modemagazine war er nicht. Das brauchte er auch nicht zu sein. Zudem gehörte er zu den Menschen, die es eigentlich versäumt hatten, in früheren, jüngeren Jahren Frauen oder Mädchen kennenzulernen. Er war immer nur mit seiner Arbeit

beschäftigt gewesen. Als es ihm in den Sinn kam, daß er sich um ein weibliches Wesen kümmern mußte, waren schon zu viele Jahre ins Land gegangen. Er gehörte nicht mehr zu den Jüngsten, die meisten Frauen waren verheiratet, und die unverheirateten waren ihm zu jung.

Er hatte dann auf Kontaktanzeigen geantwortet, aber auch keinen Erfolg gehabt, weil er bei den weiblichen Wesen nicht ankam.

»Man riecht aus dir den Staub der Bücher«, hatte ihm mal eine attraktive Blondine gesagt. Mit dieser Feststellung schien sie wohl recht gehabt zu haben. Um so mehr wunderte sich der Historiker darüber, daß diese Orania ihn zu einer heißen Nacht eingeladen hatte. Da mußte etwas dahinterstecken. Es gab keine andere Lösung für ihn, und er hatte alles gemacht, was sie wollte. Dabei war er sich vorgekommen wie in einem Traum, den er nun absaß, was er auch nicht wollte, denn so etwas wie ein Fluchtgedanke breitete sich in seinem Kopf aus.

Aber nicht, wenn er sitzenblieb. Sehr vorsichtig stand er auf, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Mit ebenso vorsichtigen Schritten ging er auf das Fenster zu. Seine Gedanken bewegten sich. Für ihn gab es auch eine nahe Vergangenheit, da hatte er sogar etwas getan, angerufen, wenn ihn nicht alles täuschte. Er hatte mit jemandem gesprochen, doch an die Worte konnte er sich nicht erinnern.

Ronald Archer war völlig durcheinander. Er schaute gegen den dunklen Himmel.

Der Historiker spürte den innerlichen Druck. Der wollte einfach nicht weichen. Er umschloß ihn, er sorgte für einen schweren Atem, der gegen die Scheibe wehte und das Glas beschlug.

Im Kamin knisterte das Holz; die Flammen verbreiteten eine wohlige Wärme. Mancher hätte sich gefreut, dies zu erleben, Archer allerdings nicht. Ihm kam alles furchtbar fremd vor, und er wußte auch, daß man mit ihm ein Spiel trieb, das durchaus gefährlich und tödlich werden konnte.

Die fast nackte Frau, die sich ihm als Orania vorgestellt hatte, der offene Totenschädel, den Hubschrauber hatte er ebenfalls gesehen.

Die Maschine war ohne ihren Piloten geflogen.

Und er stellte fest, daß ihm einfach etwas fehlte. Da gab es eine Zeit, an die er sich nicht erinnern konnte. Er blickte auf die Uhr und sah, daß Mitternacht fast erreicht war.

Die Tageswende, der Beginn der Geisterstunde…

Als er daran dachte, kroch es kalt über seinen Rücken. Nicht weil er sich vor dieser Zeit fürchtete, doch im Zusammenhang mit seinem Besuch in diesem außergewöhnlichen Schloß hatte dieser Zeitpunkt für ihn andere Dimensionen bekommen.

Oftmals passierte um Mitternacht etwas.

Plötzlich kam er sich eingeschlossen vor, lief auf die Tür zu und

mußte feststellen, daß sie abgeschlossen war.
»Eingesperrt«, flüsterte er. Dicht vor der Tür war er stehengeblieben. Sein Gesichtsausdruck zeigte eine Mischung aus Furcht und Nachdenklichkeit. Weshalb hatte ihn diese Orania eingesperrt?
Die Antwort ließ sich leicht finden. Okay, sie wollte nicht, daß er das Schloß verließ. Sie brauchte ihn, er gehörte zu ihr, sie würde mit ihm spielen. Sie würde ihn verführen, sie würden ihn…
Archer winkte ab. Es hatte keinen Sinn, darüber zu spekulieren. Er versuchte es ein zweitesmal an der Tür und mußte wieder feststellen, daß sich nichts verändert hatte.
Für ihn gab es nur die Chance, zu warten. Orania, die geheimnisvolle Person, hatte die Kontrolle übernommen. Sie wollte und würde ihn leiten. Sie zeigte ihm, wo es herging, und er war nicht mehr als ein kleines Kind.
Archer ging wieder zurück. Er fror auf einmal und wollte die Wärme des Feuers ungedingt spüren. Das Holz schaute er sich genauer an und stellte fest, daß nicht einmal die Hälfte verkohlt war. Sehr lange konnte das Feuer also noch nicht brennen.
Kleine Funken sprühten und verschwanden durch den Windzug im nach oben führenden Schacht. Die hatten es besser, sie konnten flüchten, während er zurückbleiben mußte.
Wann kam sie?
Wieder schaute er auf die Uhr. Noch zwei Minuten bis Mitternacht. Ohne es genau gesagt bekommen zu haben, wußte Archer Bescheid. Um Mitternacht würde sich die Tür öffnen, dann kam sie, und er fragte sich, ob sie wieder nackt sein würde.
Konnte er einer Frau wie ihr widerstehen?
Schlecht, sehr schlecht, wenn er ehrlich war. Wenn sie es richtig anstellte, würde er Wachs in ihren Händen sein. Sie besaß einen Körper, wie er ihn bisher nur von Bilder her gekannt hatte. Sie war einfach phantastisch und kam ihm vor wie ein lebendiges Gemälde.
Die Schritte außerhalb des Zimmers hatte er nicht gehört, doch er bekam mit, wie ein Schlüssel gedreht wurde. Archer wunderte sich über sich selbst, weil er sich nur langsam umdrehte und mitbekam, wie die Tür allmählich nach innen schwang.
Orania hatte sie aufgestoßen. Sie stand da, und Archer glaubte, den Wind zu spüren, den sie mitbrachte.
Er wehte in den Raum, traf auch ihn im Gesicht, so daß er die Augen für einen Moment schloß und sich einzig und allein dieser Aura hingab. Dabei waren seine Lippen zu einem Lächeln verzögen, denn ihn durchströmte gleichzeitig das gute Gefühl.
»Da bist du ja…«
Nur diese vier Worte sprach sie zur Begrüßung, als wäre sie überrascht, ihn zu sehen.

Archer nickte nur. Wieder konnte er seine Blicke nicht von der Gestalt lösen. Orania war einfach schön, auch wenn sie sich ihm diesmal nicht nackt zeigte.

Sie trug ein Gewand, das bis zu den Knöcheln reichte. Es besaß zwei Farben, die eigentlich nicht miteinander harmonierten, ging man vom ersten Eindruck aus.

Der Grundton war schwarz, so tief wie Kohle. Dazwischen aber schimmerten gleiche, rosafarbene Muster, die auf ihn wirkten wie auslaufende Flammenspeere.

Sie glitten von oben nach unten und auch in die umgekehrte Richtung und machten das Gewand durchsichtig.

Sie hatte etwas mitgebracht. Ihren Totenschädel und den Dolch.

Der Knochenkopf stand auf der linken Handfläche, mit den Fingern der rechten umklammerte sie den Dolchgriff. Die naturroten Lippen der Frau verzogen sich zu einem Lächeln, als sie tiefer in das Zimmer hineintrat und genau auf ihn zukam.

Die Tür fiel von selbst zu, als hätte sie einen Befehl bekommen.

»Ich freue mich, Ron, daß du auf mich gewartet hast.«

Es blieb mir nichts anderes übrig, hatte er sagen wollen, aber die Antwort blieb ihm im Hals stecken. Er war nur auf sie fixiert und auf die Gegenstände in ihren Händen. Vor der Frau bekam er keine Angst, die Mitbringsel gefielen ihm nicht.

Dieser komische Dolch aus Knochen sah ihm schon gefährlich aus, und nun zeigte er noch mit der Spitze auf ihn. Dabei verzogen sich die Lippen noch mehr, und das Lächeln gefror auf dem Mund.

Beide Gegenstände legte sie auf einen runden Tisch ab, der nicht weit vom Bett entfernt stand.

»Mitternacht!«

Sie sagte nur dieses eine Wort. Wie sie es allerdings aussprach, kam es ihm vor wie ein Urteil, das sie soeben gefällt hatte.

»Ja, das stimmt.«

Orania breitete die Arme aus. All ihre Bewegungen waren fließend, als würde sie von Wasser umgeben. »Weißt du, was es bedeutet, wenn ich Mitternacht sage?«

»Nein, nicht.«

»Dann werde ich die Person, die ich mir ausgesucht habe, lieben, mein Freund.«

Archer mußte schlucken. Er zwinkerte mit den Augen, holte scharf Luft und fragte: »Mich?«

»Ja.«

Der Historiker schwitzte. »Ich… ich mag es nicht einmal zu schätzen wissen, Orania, doch ich bin hergekommen, um Studien zu treiben. Ich habe einen wissenschaftlichen Auftrag erhalten. Ich möchte mehr über dieses Schloß herausfinden. Ich muß sortieren, weil jemand das

Schloß kaufen möchte, wenn du verstehst.«

»Was gibt es da zu verstehen, mein Lieber? Er kann es kaufen, aber er soll es nicht kaufen.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil das Schloß mir gehört, begreifst du das? Ich bin die Herrin hier.«

Er schüttelte den Kopf. »Das… das stand nicht in meinen Unterlagen. Dort las ich, daß dieses Schloß nicht bewohnt ist, und das mußt du mir glauben.«

»Sie haben eben gelogen.«

»Nein, ich…«

»Doch, ich bin da. Ich bin zurückgekehrt. Hast du nichts über mich in den Unterlagen gefunden?«

Er hob die Schultern, weil er zu einer Antwort nicht fähig war.

Diese Person zog ihn voll und ganz in ihren Bann. Er konnte sich nicht wehren, er glaubte ihr alles.

Das Feuer brannte hinter ihm. Er spürte die Wärme in seinem Rücken und stellte fest, daß es eigentlich zu warm war. Hinzu kam seine innerliche Hitze, ausgelöst durch die Anwesenheit der schönen Frau.

»Ich bin eben anders«, erklärte sie, drehte sich und ließ sich mit einer Bewegung auf das Bett sinken, die Archer vorkam wie einstudiert. Als befände er sich bei den Dreharbeiten zu einem alten Hollywood-Schinken. Fehlte nur noch, daß sie ihm die Arme entgegenstreckte.

Das tat sie tatsächlich…

»Komm«, sie lockte sogar mit Worten. »Komm zu mir auf das Bett. Du weißt, was das bedeutet?«

»Ja, ich weiß.«

Archer kam sich vor wie in einem Traum. Es war kein böser Alptraum, er war ein Gefangener seiner eigenen Gefühle, spürte Verlangen und Warnung zugleich.

So ging er dann auf das Bett zu. Ziemlich unsicher, vielleicht sogar etwas trottelig. Die Sohlen schleiften über den dicken Teppich; wenn er atmete, dann schnaufend.

Das Gewand zog Orania nicht aus. Es floß über ihren Körper hinweg wie der Widerschein des Kaminfeuers. Auf dem dünnen Stoff liefen die Farben ineinander.

Überhaupt bekam Archer den Eindruck, daß sich alles bewegte, daß alles floß, daß hier die Gesetze des Wassers galten, obwohl es nicht zu sehen war.

Sie streckte ihm die Arme entgegen. Selbst die goldenen Reifen an den Handgelenken hatten sich verändert. Sie schienen weicher geworden zu sein und bildeten einen Teil ihrer Haut.

Sie faßte ihn an den Händen.

Wieder zuckte Ronald Archer zusammen, als er die Kälte an den

Händen spürte.

»Keine Sorge, mein Geliebter, keine Sorge…«

Dem Ruck konnte er sich nicht entgegenstemmen. Orania zog ihn nach unten, direkt auf sich zu, und er fühlte sich, als hätte er Flügel bekommen.

Nein, er flog nicht von ihr weg, er blieb auf der Person liegen.

Durch den dünnen Stoff spürte er die Weichheit ihres Körpers. Eine Flut von Gefühlen überschwemmte ihn, und er merkte nicht, wie sie mit der freien Hand nach der Waffe auf dem Tisch tastete.

Für Archer ging die Welt unter in einem wahren Rausch an Farben und Gefühlen. Er tauchte tief hinein in ein für ihn unbegreifliches Meer. Alles wellte, wogte, schluckte ihn, zerrte ihn hinein, immer tiefer, immer weiter weg von der Realität, so daß es nur Orania für ihn gab und er ihren Körper spürte.

Daß sie an seiner Kleidung nestelte, bekam er ebenfalls kaum mit, aber die Kälte ihrer Hände blieb.

Einmal sah er den bleichen Dolch!

Da wurde er sekundenlang wieder klar, und es überkam ihn wie ein gewaltiger Schwall.

Die Angst vor dem Tod mischte sich in die Gefühle des Wohlseins.

Hände drehten ihn auf den Rücken. Der ungewöhnliche Nebel vor seinen Augen lichtete sich, er schaute in das Gesicht der Frau und sah, daß es sich verändert hatte.

Es besaß zwar noch gewisse Züge von Fraulichkeit, aber die Haut wirkte so aufgeschwemmt und grünlich.

Aus dem Mund rann etwas hervor. Dicker, algenartiger Schleim, der ihm entgegenkippte und ihn überspülte.

Sehen konnte er nichts mehr.

Dafür spürte er das Brennen. Es tobte in seiner Brust wie Feuer, als wollte es seinen Körper zerreißen. Er dachte an das Messer, und doch wollte er es nicht wahrhaben.

Etwas pumpte aus seiner Brust.

Blut? Sein Blut…?

Es war der letzte Gedanke vor dem Tod. Ronald Archer sah auch nicht, daß Orania die Schale so hingestellt hatte, um das Blut auffangen zu können. Für ihn war auf dieser Welt kein Platz mehr…

***

Unterwegs bekamen wir Nebel! Ohne Licht konnten wir auch tagsüber nicht fahren. Das schöne Novemberwetter war dahin, jetzt verhielt sich die Witterung der Jahreszeit entsprechend. Die Landschaft sah traurig aus, selbst das Grün der Weiden hatte einen bräunlichen Schimmer bekommen.

Der Wind riß die letzten Blätter ab, die wie dunkelbraunes Papier zu

Boden flatterten.

Ich hatte hin und wieder zu Jane Collins geschaut, die kaum mit mir sprach, die Stirn in Falten gelegt hatte und über Probleme nachdachte.

»Hast du noch immer keine Lösung gefunden?«

»Nein, John.«

»Wir werden es herausfinden, wenn wir das Schloß erreicht haben. Keine Sorge.«

»Das glaube ich dir sogar, aber, so frage ich mich, was habe ich denn mit diesem unbekannten Anrufer zu tun? Weshalb soll ich in das Hexenschloß kommen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du denn darüber nachgedacht?«

Ich lachte leise. »Schon.«

»Dann sage mir das Resultat.«

»Nein, Jane, es gibt keines. Ich würde ebenso spekulieren wie du und möchte dies auf keinen Fall anheizen.«

»Es hat etwas mit mir zu tun, John, glaube es mir. Ich bin fest davon überzeugt.«

»Auch mit deiner Vergangenheit?«

»Das ist durchaus möglich.« Jane schaute aus dem Fenster. »Als ich den ersten Anruf bekam, da habe ich einen Stich in der Brust gespürt, ungefähr dort, wo mein künstliches Herz schlägt. Das war wie eine Warnung oder ähnliches.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich wollte es dir nur sagen. Leider gab es keine Lösung.«

»Eben. Die werden wir erfahren, wenn wir das Hexenschloß erreicht haben. Ich bin gespannt, ob dort wirklich eine Hexe wohnt.«

Jane hob die Schultern. »Das muß nicht sein. Vielleicht hat dort früher eine Hexe gelebt, aber heute nicht mehr. Nein, ich glaube einfach nicht, daß…«

»Weißt du was? Wir werden gleich anhalten und einen Kaffee trinken, der bringt dich wieder auf die Beine.«

»Ich bin nicht müde.«

»Das glaube ich dir, aber Kaffee kann auch anregend sein, meine Liebe. Vielleicht erfahren wir auch etwas über das Hexenschloß, zudem muß ich noch tanken.«

»Bitte, du bist der Fahrer.«

Wir rollten in einem gleichbleibenden Tempo durch den Nebel. Er lag da wie ein bleiches, grenzenloses Leichentuch und kletterte auch an den Waldrändern in die Höhe, wo er sich zwischen den Bäumen weiter ausbreitete.

Die südwestliche Ecke ist eine romantische Gegend. Sehr stimmungsvoll, besonders im späten Herbst. Wir erlebten es sehr

deutlich, sahen die Trauerweiden an kleinen Bachläufen stehen, aus denen der blasse Dunst stieg und die Bäume umfing.

Der Himmel lag über uns wie hellgraues Blei. Eine Spätherbstsonne jedenfalls sahen wir nicht.

Waterhill Manor war zwar auf unseren Karten nicht verzeichnet, aber wir wußten ungefähr, wo wir es finden konnten. Nicht weit entfernt lag ein kleiner Ort, eine Ansammlung von Häusern, die wir auf einer Nebenstraße erreichten. Flankiert wurde sie von Pappeln.

Schnurgerade stach die Straße in die Landschaft hinein.

Zweimal mußten wir hart an den Rand, wenn uns Bauern mit ihren Traktoren entgegenkamen. Sie transportierten in ihren Tankwagen Gülle. Das Zeug stank entsetzlich, wir hielten beide den Atem an.

Vor uns zeichneten sich bereits die Dächer der Häuser ab. Sie lugten zwischen dem kahlen Astwerk der Bäume hervor. Aus den meisten Schornsteinen quollen träge Rauchwolken in den nebligen Dunst. Es war beschaulich und einschläfernd.

Eine sehr ruhige Gegend, in die das Dröhnen eines Hubschraubers hineinpaßte wie die Faust aufs Auge. Automatisch suchten wir den Himmel ab, ohne allerdings erkennen zu können, wo sich der Hubschrauber bewegte.

Jane bewegte sich unruhig auf dem Beifahrersitz. »Wer fliegt denn um diese Zeit?«

»Weiß ich auch nicht.«

Sie schaute mich an, was ich aus dem Augenwinkel wahrnahm.

»Hör mal, John, das ist nicht normal.«

»Weshalb nicht?«

Sie hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber ich habe ein komisches Gefühl.«

»Vergiß es.«

Wir hatten ihn tatsächlich noch nicht zu Gesicht bekommen, eben nur gehört. Ich schaute in die Spiegel, verdrehte den Kopf, sah allerdings nur den grauen Himmel.

Da ich fahren mußte, konnte Jane Collins handeln und kurbelte die Scheibe nach unten. Sie streckte den Kopf aus dem Fenster, um die Maschine zu suchen.

»Sie ist über uns, John!«

»Und?«

»Fast streiften die Kufen die Pappeln. Ich weiß nicht, aber ich habe den Eindruck, als würde er uns meinen.«

»Ich könnte anhalten.«

»Tu das.«

Sekunden später standen wir, aber der Hubschrauber hatte abgedreht. Wir erfuhren anhand der Motorengeräusche, daß er einen großen Bogen flog. Ich rechnete damit, ihn bald mit eigenen Augen

sehen zu können und hatte mich nicht getäuscht.
Diesmal kam er von vorn und flog zwischen den jungen Pappeln.
Es war nicht einmal ein sehr großer Hubschrauber, auch nicht bunt angestrichen, wie man es von vielen Maschinen her kennt. Er paßte sich mit seiner graugrünen Lackierung der Umgebung an. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich in der Kanzel keinen Piloten entdeckte!
Zunächst hielt ich das Ganze für eine Täuschung, aber ich hatte mich nicht geirrt. Diese Maschine besaß keinen Piloten!
Sie flog zwar gerade, aber sie bewegte sich dabei, als würde sie über Wellen gleiten. Ein schaukelndes Auf und Ab, immer in einer Richtung bleibend und wie ein Sturmhauch über uns hinweghuschend.
Jane drehte den Kopf, starrte mich an, schlug gegen ihre Stirn und fragte mit kaum verständlicher Stimme: »Hast du das gleiche gesehen wie ich, John?«
»Und ob.« Ich hatte bereits den Gurt gelöst und die Wagentür aufgestoßen.
Er war nicht weggeflogen, der Lärm schallte jetzt ungedämpft an meine Ohren. Über den Pappeln mußte er sich bewegen. Ich huschte auf den Straßenrand zu, sprang über einen schmalen Graben hinweg und sah ihn über meinem Kopf kreisen.
Er flog sehr langsam und nicht einmal hoch, so daß der Wind das dunkle Wintergras gegen den Boden drückte.
Hinter mir stampfte Jane heran. »Da ist niemand zu sehen. Der… der fliegt von allein.«
Sie bekam keine Antwort, weil die Maschine sich noch einmal drehte, um abschließend aus dem Kreis auszubrechen. Diesmal mit einem neuen Ziel, nämlich uns.
Wir blieben noch stehen. Es konnte durchaus sein, daß sich der Pilot geduckt und somit versteckt hatte, aber hinter dem Glas tat sich nichts. Der Hubschrauber raste weiter, verlor an Höhe und geriet bereits in eine gefährliche Nähe.
Wir mußten weg!
Jane bekam von mir einen Stoß. Sie taumelte zur Seite, duckte sich tief, wäre auch noch zu Boden getaucht, was nicht mehr nötig war, denn die Maschine raste über uns hinweg, berührte mit ihren Kufen noch die Spitzen der Pappeln, riß dort einige Zweige ab und stieg höher in dem bleiernen Grau.
Sein Geräusch verlor an Lautstärke und war schließlich völlig verstummt. Jane und ich schauten uns an.
»Jetzt bist du mir eine Erklärung schuldig, Geisterjäger.«
»Oder du.«
»Ich weiß keine.« Sie trug nur Jacke und Hose und zog die Schultern fröstelnd zusammen.

»Hast du nichts gespürt? Keine Vorwarnung in deinem Innern oder irgend etwas?«

»Nein«, flüsterte sie und schaute dem Atem vor ihren Lippen nach. »Ich habe nichts gemerkt. Niemand warnte mich.« Sie hob die Schultern. »Ist der tatsächlich von allein geflogen?«

»Es sah so aus.«

Sie hob die Augenbrauen, als sie nachdachte. »Gibt es denn ferngelenkte Hubschrauber dieser Größenordnung?«

»Gehört habe ich davon nichts.«

»Ich auch nicht.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Vielleicht hat ihn auch eine andere Kraft gelenkt, nämlich eine schwarzmagische, eine Hexenkraft. Vergiß nicht, daß wir uns bereits in der Nähe des Schlosses befinden. So etwas kann ausstrahlen.«

Ich schaute gegen die Bäume, deren Rinde wie alte Haut wirkte.

»Ja, das ist alles möglich.«

»Deprimiert es dich?«

Ich lachte in den grauen Dunst. »Vielleicht. Es kann auch am Wetter liegen.«

Jane ging vor mir her zum Wagen, noch immer mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf. Sie lehnte sich gegen den Kotflügel und sah mir entgegen.

»Wir sollten fragen, John.«

»Wo?«

»Dort, wo wir auch den Kaffee trinken?«

»Den willst du zu dir nehmen?«

»Oder einen Tee.« Sie räusperte sich und öffnete die Tür. »Mich friert, laß uns weiterfahren.«

Nach einem letzten Blick in den Himmel stieg ich ein und startete.

Wir befanden uns allein auf der geraden Straße, die ungefähr eine Meile später in einen kleinen Ort hineinlief, über den in nordwestlicher Richtung Hügelkuppen hinabschauten, auf denen nur hin und wieder karge Bäume wuchsen.

Ich hatte den Namen nicht einmal gelesen. Irgend etwas mit Pond.

Teiche sahen wir auch. Sie wirkten wie große, grüne Augen. Auf ihren Oberflächen schwamm Laub, das der Wind auch gegen die kleinen Steinmauern geweht hatte, die schützend die Grundstücke einrahmten.

Alle Gärten sahen kahl und leblos aus. Zwei Frauen standen zusammen und schauten dem Rover nach. Ich entdeckte das Reklameschild einer Tankstelle. Der Tankwart selbst kam aus einem Nebenhaus und kaute noch. »Volltanken?«

»Ja bitte.«

Schweigend machte er sich an die Arbeit. Es war ruhig. Wenn ein Fahrzeug fuhr, hörten wir es auch dann, wenn es weiter entfernt war.

»Haben Sie den Hubschrauber auch gehört oder gesehen?« fragte ich den Mann wie nebenbei.

Der schaute mich aus seinen Hundeaugen an. »Welchen Hubschrauber!«

»Er drehte seine Runden.«

»Wann?«

»Vor einigen Minuten.«

Der Tankwart schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nicht gehört. Hier gibt es auch keinen Hubschrauber.«

»Tatsächlich nicht?«

Sein Blick wurde böse. »Nein, Mister!«

»Schon gut.« Ich zahlte und fragte wie beiläufig nach Waterhill Manor.

Er ließ das Wechselgeld in meine Handfläche klingeln. »Wollen Sie dorthin fahren?«

»Ja – schlimm?«

»Nicht mein Problem. Es ist ein alter Kasten, unbewohnt. Der steht zum Verkauf.«

»Gibt es schon einen Käufer?«

»Woher soll ich das wissen? Ich will den Bau nicht kaufen. Aber Sie sehen mir so aus, als wären Sie daran interessiert.«

»Möglich.«

Er stützte beide Hände auf. »Ist mir prinzipiell egal, für was Sie Ihr Geld hinauswerfen, aber ich gebe Ihnen einen guten Rat.«

»Dafür bin ich immer dankbar.«

»Wenn Sie das Ding kaufen wollen, reißen Sie es ab. Wir mögen das Schloß nicht.«

»Gibt es dafür einen Grund?«

»Möglich, Mister. Ich habe jetzt zu tun.« Er drehte sich um und verschwand durch eine Hintertür.

Ich schlenderte durch den Dunst zurück zum Wagen.

»Du warst lange weg«, empfing Jane mich, »hast du etwas erfahren?«

»Kaum.«

»Sag schon.«

Ich erzählte es auf der Fahrt in den Ort und bekam auch Janes Nicken mit.

»Klar, da ist einiges nicht in Ordnung. Der Knabe hat überzogen reagiert, wie ich finde.«

»Oder sehr realistisch.«

»Das ist auch möglich.« Jane bekam einen lauernden Blick. »Mein Gefühl wird sich nicht getäuscht haben. Und du fährst in die nächste Gasse hinein. Ich habe da ein Schild gesehen.«

Die nächste Gasse war kurz und schmal. Sie mündete auf einem Platz, wo wir ebenfalls einen Teich sahen, der von zwei mächtigen

Platanen umstanden wurde.
Wir umrollten ihn und stoppten vor der efeubewachsenen Fassade eines alten Hauses. Aus dem Grün schauten blanke Scheiben. Die weiß angestrichenen Fensterbalken rochen noch nach Farbe.
Zwei Autos parkten in der Nähe. Wir stiegen aus und standen wenig später in einem düster wirkenden Gastraum, dessen Einrichtung aus kahlen Tischen bestand.
In einer Ecke hockten vier Männer zusammen, aßen Speck mit Ei und tranken dazu dunkles Bier. Sie schauten uns an, als wir grüßten, sagten aber nichts.
Wir nahmen von ihnen entfernt Platz. Ein junger Mann erschien und fragte nach unseren Wünschen.
»Können wir auch Kaffee bekommen?« fragte Jane.
»Sicher.«
Ich bestellte zwei Portionen und schaute dem Knaben nach, der sich nur schleppend bewegte. Das Arbeiten hatte er nicht erfunden.
Nicht er servierte uns den Kaffee, sondern eine Frau, die seine Augenfarbe besaß. Bestimmt war es die Mutter. Lächelnd stellte sie die Tassen ab, wollte wieder gehen. Ich hielt sie zurück.
»Pardon, Madam, aber wie kommen wir auf dem schnellsten Weg zum Schloß?«
Sie stoppte, drehte sich um. »Waterhill Manor?«
»Gibt es noch ein anderes?«
»Nein.«
»Dann wird es das wohl sein.«
Vor der nächsten Frage dachte sie nach. »Was wollen Sie auf dem Schloß? Es kaufen?«
»Danach hat sich der Tankwart auch erkundigt«, sagte Jane. »Ist es so ungewöhnlich, daß jemand dieses Schloß erwerben will?«
»Nein, eigentlich nicht, und es ist auch nicht meine Sache, aber man erzählt sich so einiges.«
Ich beugte mich vor, während sich Jane mit dem Kaffee beschäftigte. »Man nennt es Hexenschloß – oder?«
»Ja.« Ihre Antwort kam spontan. Mehr sagte sie nicht, denn sie ging schnell weg.
»Fettnäpfchen«, murmelte Jane, »wir haben direkt ins Fettnäpfchen getreten.«
»Wieso?«
»Das hättest du nicht erwähnen sollen. Die Menschen hier scheinen allergisch dagegen zu sein.«
Ich hob die Schultern. »Wie dem auch sei, Jane, wir werden nicht kneifen.«
Ich probierte den Kaffee. Einen Vergleich zu Glendas braunem Wasser hielt er natürlich nicht stand, aber er ließ sich trinken. Die

Männer am anderen Tisch hatten schon gezahlt und gingen. Wir hörten, wie sie wegfuhren.

Zurück blieben wir in der Stille. Irgendwo tickte eine alte Uhr. Aus einem nicht einsehbaren Raum im Hintergrund vernahmen wir ein trockenes Hüsteln.

Die Frau kehrte zurück, wollte zum Ausgang. Ich hielt sie mit einem Ruf zurück. »Können wir bezahlen?«

»Ja, natürlich.« Sie wirkte fast erleichtert, war aber noch nicht aus dem Schneider, denn ich stellte, als ich das Geld aus dem Portemonnaie hervorholte, die nächste Frage: »Sagen Sie, haben Sie auch des öfteren den Hubschrauber gehört?«

Bestürzt blickte sie uns an. »Was meinen Sie damit?«

»So wie ich fragte. Wir sahen den Hubschrauber, und es kam uns vor, als säße niemand am Steuerknüppel.«

»Ja, das stimmt.«

»Fliegt er durch eine Fernbedienung?« erkundigte sich Jane.

»Das muß wohl so sein.«

Die Antwort gefiel uns nicht. »Moment mal, so wollen wir das nicht hinnehmen. Sie können offen reden, Madam, wir sind nicht daran interessiert, das Schloß zu kaufen. Was hat es damit auf sich?«

Die Frau beugte sich vor und schaute mir in die Augen. »Mister, dort spukt es.«

»Im Schloß?«

»Ja und auch in seiner Nähe. Sie können darüber lachen, ich tue es nicht.«

»Hängt es auch mit dem führerlosen Hubschrauber zusammen?«

»Auch«, gab sie flüsternd zu. »Die Maschine ist eines Tages einfach abgestürzt.«

»Am Schloß?«

»Ja, aber man hat den Piloten niemals gefunden. Wahrscheinlich ist er ertrunken.«

»Dann klatschte sie in einen See?«

»Nein, in den Wassergraben. Er umrundet das Schloß. Der Bau selbst steht auf einem kleinen Hügel, der mit ihm zusammen aus dem Wasser ragt. Wenn Sie hinfahren, werden Sie es sehen.«

»Gut, Madam, jetzt müssen Sie uns nur sagen, wer dort spukt? Ist es ein Geist?«

»So ungefähr. Eine Frau, eine Hexe. Deshalb wird es auch das Hexenschloß genannt. Der Name stammt noch von unseren Vorfahren. Die wußten besser Bescheid.«

»Hat diese spukende Hexe auch einen Namen?« wollte Jane wissen.

»Sie heißt Orania und ist mannstoll. So erzählt man sich. Sie holt sich die Geliebten, um sie zu töten. Sie geistert durch das Schloß, aber sie ist kein Geist.«

»Was dann?«

Die Wirtin hob ihre Schultern. »Madam, ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich weiß nicht genau, was dahintersteckt. Ich weiß nur, daß ich mich nicht in das Schloß trauen würde. Denken Sie an den Piloten, den es erwischt hat.«

»Und wen noch?«

»Man spricht von vielen Personen«, gab sie flüsternd zur Antwort. »Sie alle verbrachten eine Nacht im Hexenschloß, und sie alle tauchten nie mehr wieder auf.«

»Das ist schlimm.«

»Man hat sie getötet, Madam. Der Graben ist tief, sehr tief. Orania wird von manchen auch als Wasserhexe bezeichnet, und ich glaube nicht, daß der Historiker es geschafft hat, dem alten Fluch zu entwischen. Nein, das glaube ich nicht.«

Ich hakte sofort nach. »Von welchem Historiker sprechen Sie?«

»Oh, er war ein netter Mensch, ein wirklich netter Mensch. Er wollte das Schloß ausforschen. Leider hat er sich wohl zuviel vorgenommen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, auch nicht seinen Wagen.«

»Wie lange hält er sich schon im Schloß auf?«

»Seit zwei Tagen, Madam.«

»Und da haben Sie Angst um ihn?« fragte Jane lächelnd.

Die Frau trat einen Schritt zurück. Ihre Stirn hatte sich gerötet. Sie stand unter Druck. »Ja, man muß einfach Angst um ihn haben. Es gibt keine andere Möglichkeit. Auch er hat auf gewisse Warnungen nicht gehört. Sein Pech.«

»Noch sind das nur Annahmen.« Ich lächelte und strich ein Teil des Wechselgeldes ein. »Herzlichen Dank für Ihre Warnungen, aber wir werden uns das Schloß trotzdem anschauen.«

Sie bewegte den ausgestreckten Zeigefinger, als wollte sie uns drohen. »Denken Sie daran, daß sich niemand um Sie kümmern wird«, erklärte sie mit dumpfer Stimme. »Keiner traut sich an das Schloß heran. Sie… Sie sind völlig auf sich allein gestellt. Hüten Sie sich vor der Nacht im Hexenschloß. Wo immer Sie auch herkommen mögen, fahren Sie wieder zurück. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Das tat sie wirklich nicht, drehte sich um und ging mit hastigen Schritten davon.

Jane und ich schauten uns an. »Irgendwie bin ich neugierig geworden, John.«

»Frag mich mal.« Ich stand auf und schob den Stuhl zurück.

Jane fuhr durch ihr kurzes, blondes Haar und strich die dreiviertellange Jacke glatt. Darunter trug sie graue Jeans. Ihre Tasche hatte sie über die Schulter gehängt.

Ich hatte mich in meinen alten Cordanzug geworfen. Cord war wieder modern, das wußte ich von Glenda, so tat das alte Schätzchen

noch seine Dienste.
Jane war schon vorgegangen. »Wir haben gar nicht gefragt, wo wir herfahren müssen.«
Ich winkte ab. »Den Weg werden wir schon finden, keine Sorge.«
Sehr bald waren wir wieder unterwegs und stießen hinein in den Dunst. Das Dorf sah wie ausgestorben aus. Obwohl es noch dauerte, bis die Dunkelheit hereinbrach, schien sich das Leben bereits zurückgezogen zu haben. Selbst der Kramladen war nicht mehr geöffnet.
Wir verließen den Ort an der Nordwestseite, wo das Hügelgelände begann. Auch hier brauchten wir nicht quer durch die Natur zu fahren, sondern rollten über schmale Wege, die nur teilweise eine Asphaltdecke besaßen. Zahlreiche Bäume nahmen uns die Sicht, aber Jane entdeckte das Schloß trotzdem, weil sein Mauerwerk die Bäume überragte und es höher als der normale Boden stand.
Sie hatte recht gehabt, wir fanden den richtigen Weg. Er wand sich durch die einsame Landschaft, war laubbedeckt, das sehr bald an unseren Reifen klebte.
Der Nebel war dichter geworden und störte sehr. Ein Zeichen, daß auch Wasser in der Nähe war.
Als das Gelände etwas anstieg, hatten wir das Ziel beinahe erreicht. Jane Collins saß vorgebeugt neben mir, starrte in den Dunst und nickte einige Male.
»Was ist?«
»Wir sind gleich da. Ich sehe schon das Wasser.«
»Hoffentlich auch eine Brücke.«
Sie hob die Schultern. »Die wird wohl vorhanden sein. Das ist wohl bei dem Wasserschloß.«
Braune Blätter trudelten auf den Rover zu, klebten fest oder rutschten ab. Plötzlich lag das Schloß vor uns. Das Gelände öffnete sich wie eine große Tür.
Beide bekamen wir große Augen. Ich stoppte vor einer alten Steinbrücke, die über den Wassergraben führte, den ein grüner Algenteppich »schmückte«.
»Das sieht aus wie eine Filmkulisse«, staunte Jane. »Daß es so etwas noch gibt.«
Da hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch mir kam das Bild irgendwo unwirklich vor, als wäre die Landschaft dekoriert worden.
Die Brücke führte auf der anderen Seite des Grabens durch ein mächtiges Tor in den Innenhof des Schlosses.
»Willst du nicht hinein?« fragte Jane, die sich wunderte, daß ich ausstieg.
»Gleich. Ich möchte mich umschauen.«
»Okay.«

Auch sie verließ den Wagen. Zusammen mit mir schritt sie auf den Rand des Wassergrabens zu. Unter unseren Füßen war der Boden feucht und das Gras weich.

Ruhig lag die Oberfläche vor uns. Wie die Fläche eines dunklen Spiegels. Der Dunst stand zwischen Graben und Schloßmauer, als hätte man ihn dorthin geblasen.

Eine tiefe Stille umgab das gesamte Gelände, zusätzlich noch eingebettet in den graufahlen Dunst.

Jane bemerkte meinen Seitenblick und meinte: »Ich weiß, was du fragen willst, John, aber ich spüre nichts. Kein Kontakt mit der Hexe, die hier angeblich existieren soll.«

»Angeblich?«

»Einen Beweis haben wir nicht. Und vergiß nicht, daß mich ein Mann angerufen hat. Es kann dieser Besucher gewesen sein.«

Ich suchte die graugrünen Schloßmauern ab, wo die Dunstfahnen hochstiegen. Ich sah die Fensteröffnungen nur als schmale Luken.

Wahrscheinlich lagen die größeren zur anderen Seite hin.

Jane stieß mich an. »Da, John!« zischte sie. »Da bewegt sich etwas im Wasser!«

So gebannt wie sie starrte auch ich im nächsten Augenblick in den Graben, und entdeckte unter der Oberfläche tatsächlich eine Bewegung. Dort stieg etwas hoch, wobei es für uns noch nicht zu erkennen war, was dort angeschwemmt wurde.

Sekunden vergingen. Der Gegenstand ließ sich Zeit, als wollte er uns bewußt auf die Folter spannen.

Er blieb nicht mehr so dunkel wie beim ersten Anblick, allmählich bekam er Konturen, und es schälte sich tatsächlich etwas hervor womit wir nicht gerechnet hatten.

Es war die Leiche eines Menschen, eine Wasserleiche…

***

Sie schwamm jetzt dicht unter der Oberfläche, war gestreckt, hatte Arme und Beine gespreizt. Das Gesicht war gut zu erkennen.

Ein Gesicht?

Nein, eine aufgedunsene, grünbleiche Masse mit aufgerissenen Augen darin, die wie eingedrückte Halbkugeln wirkten. Der Mund stand offen. Er wirkte verzerrt, vielleicht auch durch die Lichtbrechung, aber sie nahm nichts von dem kalten Schrecken, der uns beim Anblick des Toten überfallen hatte.

Es waren kaum Wellen entstanden, obwohl der Kopf den Wasserspiegel durchstoßen hatte. Der Tote trug noch seine Kleidung. Wenn ich mich nicht sehr irrte, war es eine braune Pilotenjacke aus Leder, und auch Jane Collins war dieser Ansicht.

»Das ist der Pilot, John.«

»Ja.«
Die Leiche schaukelte auf dem Wasser und drehte sich leicht in unsere Richtung, so daß sie mit einem Fuß gegen die gekippte Böschung stoßen konnte, die den Rand des Grabens bildete. Der Winkel war sehr steil. Wollte ich den Toten bergen, mußte ich mich weiter vorbeugen und dabei von Jane gehalten werden.
»Willst du ihn rausholen?« fragte sie.
»Ich… ich weiß nicht. Es wäre wohl besser, wenn er im Wasser bliebe. Was sollen wir mit ihm?«
»Das meine ich auch.«
Ich trat wieder zurück, wobei ich fröstelte. Plötzlich hatte mich eine Beklemmung überkommen, mit der ich nicht hatte rechnen können. Die Gegend kam mir nicht mehr romantisch vor, sie besaß jetzt einen Touch des Unheimlichen.
»Kommst du dir auch vor wie beobachtet?« fragte Jane.
»Sicher.«
»Wer hat ihn getötet? Die Hexe?«
»Dann müßte sie auch die Kraft besitzen, einen pilotenlosen Hubschrauber zu lenken.«
»Vorstellbar ist alles.«
Ich holte tief Luft. »Ja, wenn wir die Person finden, die hier die Regie übernommen hat.«
»Nicht hier draußen. Laß uns ins Schloß gehen.«
Janes Vorschlag war gut, auch wenn ich mit dem Gedanken gespielt hatte, mich noch außerhalb umzuschauen, was Jane wohl merkte, denn sie meinte: »Wir könnten uns auch trennen. Du siehst dich hier um, ich werde mal das Schloß in Augenschein nehmen.«
»Zu gefährlich.«
Jane winkte ab. »Ich bin kein kleines Kind mehr, John, und außerdem bewaffnet.«
Das stimmte. Jane hatte schon einige haarige Abenteuer überstanden. Mit diesem Wissen stimmte ich zu.
Sie lächelte schmal. »Wenn etwas ist, werde ich schießen oder nach dir rufen.«
Ich schaute ihr mit einem unguten Gefühl nach. Auf der Steinbrücke stehend winkte sie noch, dann hatte sie der Innenhof des Schlosses verschluckt, und ich blieb allein zurück.
Mich interessierte der Wassergraben. Meiner Ansicht nach mußte er eine bestimmte Bedeutung haben, nur war nichts zu sehen. Bevor der Nebel alles zudeckte, wollte ich seine unmittelbare Umgebung und auch ihn selbst absuchen.
Ich wandte mich nach links. Der Wassergraben war rund gebaut.
Er umgab das Bauwerk wie einen schützenden Kreis. Auch hier war es nicht anders. Einen Blick in die Tiefe oder gar bis zum Grund ließ

der Wassergraben nicht zu, denn das Wasser war wegen der großen Algeninseln zu dunkel.

Eine Leiche hatte ich entdeckt und suchte automatisch nach einem zweiten Toten.

Da war nichts zu sehen. Das Wasser blieb still und behielt seine Geheimnisse für sich.

Die Bepflanzung änderte sich. Büsche wuchsen bis dicht an den Graben heran. Auch die innen liegende Böschung fiel nicht mehr so steil ab, sie war flacher geworden, man konnte auf ihr stehen. Manche Büsche ragten mit ihren Zweigen über das Wasser hinaus und bildeten ein schützendes Dach.

Aus einem ragte etwas hervor. Erst glaubte ich, mich getäuscht zu haben, dann sah ich tatsächlich den Bug eines Ruderbootes. Der kleine Kahn lag dort wie geschaffen für mich.

Ich stemmte mich schräg gegen die Böschung, bückte mich noch und peilte unter die natürliche Deckung.

Das Boot war sogar vertäut worden, zwei Ruder lagen in seinem Innern, und ich rutschte noch ein kleines Stück über die Schräge, bevor ich es enterte.

Das Schaukeln glich ich rasch aus, nicht zum erstenmal stand ich in einem schwankenden Ruderkahn. Auf der Sitzbank fand ich meinen Platz. Überhaupt hatte das Boot zu lange draußen gelegen, so daß die Witterung an ihm nagen konnte. Von den Rudern war die Farbe abgeblättert. Ich löste das Tau von sperrigen Zweigen und stieß mich ab.

Sehr langsam trieb das Boot der Mitte des Wassergrabens zu und auch hinein in den Dunst, der sich wie nasse Tücher auf mein Gesicht legte.

Von Jane hörte ich nichts mehr. Ich war völlig allein mit der Stille, die nur vom Plätschern der Ruderblätter unterbrochen wurde, wenn ich sie eintauchte.

Ich ruderte auf die kleine Brücke zu, wo auch die Leiche treiben mußte.

Sie aber war verschwunden!

Als ich die Stelle erreicht hatte, wo ich sie eigentlich hätte entdecken müssen, hielt ich das Boot an, schaute mich um, stocherte dabei mit den Rudern im Wasser umher, fand keinen Grund und auch keinen Widerstand, der über ihm schwamm.

Nichts…

Ich saugte die Luft scharf durch die Nase ein. Allmählich verdichtete sich das ungute Gefühl. Irgendwo schien ein Unbekannter oder eine Unbekannte zu lauern, die mir den Streich gespielt und die Leiche hatte verschwinden lassen.

Ich glitt unter der Brücke hinweg, wo das alte Mauerwerk faulig roch

und mir Tropfen auf das Gesicht fielen, wenn ich den Kopf in den Nacken legte. Bei jedem Eintauchen der Ruder schaute ich mich um und auch an der Schloßwand hoch, ob sich dort etwas tat.

Nichts – nur der dünne Dunst war dort zu sehen, wie er an der Wand hochkletterte.

Der Graben behielt seine Breite bei. Was sich änderte, war die Vegetation am Ufer.

Manchmal wuchs dort nur hohes Gras, dann wiederum streckte Buschwerk seine Arme nach der Wasserfläche aus.

Wenn ich die Ruderblätter hervorzog und sie mir näher betrachtete, sah ich die Algen zusammen mit Blättern als klebrige Schicht, auf ihnen. Auf einmal war der Widerstand da.

Ich hatte ihn nicht sehen können, weil er sich hinter mir aufbaute.

Jedenfalls schleifte der Bug über irgend etwas hinweg, wurde aber von dem Hindernis gestoppt.

Ich rechnete damit, daß ein Stein aus dem Wasser wuchs, drehte mich im Sitzen – und sah es genau.

Über den Heckrand des Bootes kroch eine grünbleiche, aufgedunsene Totenhand hervor…

***

Jane Collins schritt über die Brücke und glaubte, die Schwingungen des Gesteins zu spüren. Wäre sie in diesem Moment zusammengebrochen, Jane wäre nicht einmal überrascht gewesen.

Aber die Brücke hielt.

Jane konnte sie passieren, blieb unter dem Tor stehen und schaute in die Höhe.

Es war offen, es blieb offen, es würde auch offen bleiben, denn sie entdeckte nichts, durch was es hätte geschlossen werden können.

Weder ein in die Höhe gezogenes Gitter, noch irgendwelche Torflügel. Jane kam der Wassergraben sinnlos vor, da ja die Brücke existierte.

Der Innenhof des Schlosses war einmal mit breiten Steinen gepflastert gewesen. Davon konnte Jane kaum etwas erkennen, denn Moos und Farne sowie dichtes Gras hatten den Belag längst unter einem grünen Teppich verschwinden lassen.

Auch in den Innenhof hatte der Wind das Laub geweht und gegen die massigen Wände gedrückt. Im Innenhof herrschte Stille. Jedenfalls hörte Jane kaum einen Laut. Da kein Wind durch das Tor wehte, blieb das Laub liegen.

Sie suchte den Eingang. Es gab bei jedem Schloß eine Treppe, dahinter das Portal, ein gewaltiger Eingang oder ein großes Tor, was auch immer. Hier fielen ihr die kleinen Erker zuerst ins Auge. Von außen hatte die Burg einen abweisenden Eindruck gemacht, hier im

Innenhof jedoch wirkte sie sehr verspielt, als hätte man zahlreiche Kunststile kurzerhand gemischt.

Jane fixierte ihren Blick auf die Treppe mit den breiten Stufen, die hoch zum breiten Portal führte. Die Tür war geschlossen, ob man sie auch verriegelt hatte, würde Jane schnell feststellen.

Sie streifte Laub zur Seite, lauschte dem Rascheln nach, das sie seltsamerweise nicht beunruhigte, und ließ ihre Blicke über die Fensterscheiben gleiten, deren Umrisse tatsächlich größer waren als die an der Außenseite.

Wohnte man hier? Wenn ja, wer trieb sich in den Räumen herum?

Jane Collins dachte an die Zeit, als sie noch eine Hexe gewesen war und dem Teufel gedient hatte.

Es lag noch nicht sehr lange zurück, obgleich ihrer Meinung nach Welten regelrecht Trenngrenzen bildeten. Heute war sie in der Lage, den damaligen Zustand zu verfluchen, heute schaffte sie es auch, John Sinclairs Kreuz völlig normal zu berühren, aber tief in ihrem Innern war doch etwas zurückgeblieben, das von ihr als die alte Kraft bezeichnet wurde.

Etwas Gefährliches, etwas das die Psyche belastete, Eine winzige Flamme, die nur die entsprechende Nahrung benötigte, um wieder aufflackern zu können.

Das war zum Beispiel dieser Anruf gewesen, das konnte auch etwas völlig anderes sein, wie der Blickkontakt mit einem Menschen.

Der Anblick dieses Schlosses veränderte nichts in ihrem Innern.

Sie hatte sogar den Eindruck, ihm neutral gegenüberzustehen, trotz der leichten inneren Spannung.

Was verbarg sich hinter der Tür?

Noch zögerte Jane Collins, sie schaute zurück, sah nichts als die Leere des Schloßhofes und schritt mit zielsicheren Bewegungen auf die Treppe zu, wobei sie nach ihrer Waffe tastete, die vom Leder der Umhängetasche verborgen wurde.

Eine kleine Astra-Pistole, geladen mit Silberkugeln, ein Geschenk des Geisterjägers John Sinclair als sie, Jane, noch als Privatdetektivin gearbeitet hatte.

Die breite Tür, mehr ein Portal, wirkte so, als wollte sie jeden Menschen davor warnen, das Schloß zu betreten. Auch Jane Collins zögerte eine Weile, bevor sie es über sich brachte, eine Hand auf die schwere Klinke zu legen und sie kraftvoll nach unten zu drücken.

Ob sie klemmte oder es am Gewicht lag, wußte Jane nicht. Jedenfalls mußte sie sich anstrengen, um die schwere Tür nach innen zu drücken.

Ihr wehte kein muffiger, abgestandener Geruch entgegen, sondern so etwas wie kalter Kerzengeruch. Die Leuchter entdeckte sie zuerst, auch die weißen Kerzen darauf.

Sie betrat die Halle. Es standen nur wenige Einrichtungsgegenstände im Weg, deshalb fiel ihr Blick auf die Treppe und den Kamin.

Der stank nach kalter Asche.

Nur entdeckte sie keinen Menschen, dem diese wohlige Wärme Behagen bereitet hätte. Die Halle lag leer vor ihr. Sie wirkte nicht abstoßend auf sie, auch nicht anziehend, die langsam voranschreitende Jane empfand sie als neutral.

Hinter ihr fiel die schwere Tür langsam zu. Jane hörte das Quietschen, danach den harten Aufprall, als sie schloß.

Sie blieb in der Halle stehen und dachte darüber nach, daß es die Hexe tatsächlich geschafft hatte, mit ihr Kontakt aufzunehmen, sich aber jetzt zurückhielt. Obwohl Jane in sich hineinlauschte, vernahm sie nichts.

Unbewohnt war das Schloß nicht, aber es war niemand zu sehen.

Sie dachte daran, zurückzugehen und John Sinclair zu holen, um mit ihm gemeinsam die zahlreichen Räume zu durchsuchen, doch darauf verzichtete sie, denn sie wollte nicht wie ein kleines Mädchen dastehen, das Angst vor gewissen Dingen hat, die noch gar nicht geschehen waren. Außerdem hatte sie sich in ihrer Zeit als Detektivin auch immer allein durchschlagen müssen.

So ging sie weiter, gezielt diesmal, denn sie wandte sich der Treppe zu.

Als breite Schleife zogen sich die Stufen den oberen Etagen entgegen. Sie bestanden aus Holz und wurden im Mittelteil von einem Teppich bedeckt.

Vor der ersten Stufe schaute Jane noch einmal zurück. Eine Gänsehaut floß über ihren Rücken, sie spürte im Mund einen etwas bitteren Geschmack, ignorierte ihn und gab sich einen innerlichen Ruck, bevor sie die Stufen hochschritt, wobei die Handfläche über das Geländer glitt.

Jane war sehr wachsam. Jede Pore in ihrem Körper schien auf Gefahr eingestellt zu sein. Sie sah das Schloß zwar nicht als eine gigantische Falle an, doch ein großer Rest von Unwohlsein blieb zurück.

Es gab Schlösser, die mit Fallen gespickt waren, versteckte Lücken, die sich als Falltüren entpuppten, geheimnisvolle Gänge, die hinter den Zimmern herführten oder irgendwelche Kontakte, die bei einer unabsichtlichen Berührung den Tod durch irgendwelche Waffen bringen konnten.

Damit rechnete Jane Collins, deshalb war sie vorsichtig und atmete zum erstenmal auf, als sie die breite Treppe hinter sich gelassen hatte und in einem breiten Gang stehenblieb, der düster und im Halbdämmer vor ihr lag.

Bilder hingen an den Wänden. Dazwischen sah sie alte Eisenrüstungen, einige mit hochgeklappten Helmvisieren.

Aber sie entdeckte keinen Menschen!
Weder den geheimnisvollen Anrufer, noch die Hexe, von der gesprochen worden war.
Dennoch wollte sie nicht glauben, als einziges Lebewesen durch die Gänge zu schreiten.
Behutsam ging sie vor, passierte die Bilder mit den finster blickenden Porträts irgendwelcher Burgherren, streifte an den Rüstungen entlang, klopfte mal gegen sie, lauschte den hohl klingenden Geräuschen und klappte bei einem Helm ein Visier nach unten.
Dann sah sie die offene Tür und das dahinterliegende Zimmer.
Das breite Himmelbett ließ auf ein Schlafzimmer schließen. Jane ließ ihre rechte Hand in der Umhängetasche verschwinden und umklammerte dort den Griff der Pistole.
Wenn es darauf ankam, würde sie die Waffe innerhalb einer Sekunde ziehen und auch schießen können.
Das war nicht nötig. Kein Gegner erwartete sie. Sie befand sich allein in dem Schlafzimmer, schaute sich sofort um und entdeckte das Blut.
Ihre Mundwinkel verzogen sich, denn die Flecken breiteten sich malerisch-makaber auf der hellen Bettdecke aus. Nicht weit vom Bett entfernt stand ein Tisch mit runder Platte, auf der zwei Gegenstände lagen. Einmal ein Totenschädel, dessen obere Hälfte gekappt worden war, und neben ihm lag ein Dolch.
Kein normales Messer. Die Waffe, die Jane anstarrte, sah aus wie aus Knochen gefertigt.
Das Blut, der Schädel, der Dolch – drei unterschiedliche Dinge, aber drei, die auch zusammen paßten, denn Jane mußte in diesem Fall querdenken, und sie dachte auch an die verfluchte Hexenbrut.
Wer eine Beschwörung durchführte, der benötigte so etwas, denn auf diese Details fuhr der Teufel nun einmal ab.
Die Pistole ließ sie in der Tasche, als sie sich dem kleinen Tisch näherte und zuerst den Schädel untersuchte.
Sie schaute in ihn hinein. Die Kopföffnung breitete sich vor ihr aus, und Jane sah die dunkelroten Rückstände, das Blut innerhalb der Höhlung. Menschenblut?
Einer Hexe, die der Hölle diente, war alles zuzutrauen, das kannte sie aus eigener Erfahrung.
Jane untersuchte den Dolch. Mit spitzen Fingern nahm sie ihn hoch, auch an seiner Klinge klebte Blut. Sie hielt ihn noch in der Hand und wollte ihn gerade zur Seite legen, als sie die Nachricht wie ein Blitzstrahl traf.
In ihrem Gehirn schien etwas zu explodieren, das nicht dorthin gehörte.
Jane blieb steif stehen, den Kopf vorgebeugt, nach innen horchend und dabei versuchend, Kontakt mit der Person aufzunehmen, die sich

bei ihr gemeldet hatte.
Eine neutrale Stimme schwebte durch ihren Kopf, die ihr eine Botschaft überbrachte.
»Willkommen, Schwester…«
Also doch. Schwester war sie von der anderen Person genannt worden. Die Unbekannte hielt sie für eine Hexe, und Jane schüttelte automatisch den Kopf, ohne allerdings eine Antwort zu formulieren.
»Ich freue mich auf dich und auf ihn, Schwester. Ihr beide werdet eine Nacht im Hexenschloß verleben.«
»Ach ja?«
Kicherte die Unsichtbare? »Natürlich, Schwester. In diesem Zimmer. Es ist das Hochzeitszimmer, und das Blut auf dem Laken hat doch auch eine bestimmte Bedeutung.«
»Gehört es zu dir?«
»Nein, Schwester, nein. Es gehört demjenigen, dem ich meine Gunst gab. Er war verrückt nach mir, als er mich sah. Alle Männer werden verrückt, wenn sie mich sehen. Das Schloß gehört mir, ich lasse es nicht mehr aus meinen Klauen. Auch du wirst hier eine wunderbare Nacht verbringen. Weshalb hast du deinen Mann nicht mitgebracht?«
»Er ist nicht mein Mann!«
»Ich nehme es auch nicht so genau, aber ich will, daß ihr die Nacht hier verbringt.«
»Und wenn wir uns weigern?«
»Schwester, das wirst du nicht. Du kannst dich überhaupt nicht weigern. Ich regiere hier. Du wirst bestimmt dein Vergnügen haben. Ich gebe dir noch die Möglichkeit, die anderen Zimmer zu durchsuchen. Und denke immer daran, daß ich in deiner Nähe bin. Dieses Schloß sieht harmlos aus, Schwester, aber es hat es in sich.«
Jane wollte noch eine Frage stellen, allein, es war zu spät. Die Hexe hätte sich auf ihre Art und Weise verabschiedet und ließ Jane Collins in der bedrückenden Stille zurück.
Eine Unbekannte hatte zu ihr gesprochen. Sie wollte, daß sie mit John Sinclair eine Nacht in diesem Zimmer, in dem blutbefleckten Bett vor ihr verbrachte, wo jemand vor kurzem noch gestorben war.
Oder nicht?
Jane zwinkerte, sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, denn das Blut war verschwunden.
Wir frisch gebügelt lag das Laken vor ihr. Wenn sie nicht alles täuschte, verströmte es sogar einen blumigen Duft, der ihre Nase kitzelte.
Jane begriff die Welt nicht mehr. Es hatte auch keinen Sinn, darüber nachdenken zu wollen. Sie war mit Schwarzer Magie praktisch erwachsen geworden und nahm die Phänomene so hin, wie sie sich ihr präsentierten.

Sie drehte sich wieder um – und bekam soeben noch mit, wie der Dolch und der Schädel durch die Tür huschten. Es war zu spät, um sie festzuhalten. Jane sprang zwar hinterher, griff aber ins Leere, weil die beiden Gegenstände zu schnell waren.

Nach links waren sie weggehuscht, hinein in den Gang. Jane wollte ihnen folgen, aber die Tür klappte zu. So schnell und blitzartig, daß Jane fast von ihr im Gesicht getroffen wäre. Im letzten Augenblick konnte sie zurückspringen und lauschte dem Echo des Knalls nach, mit dem die Tür zugefallen war.

So leicht gab Jane nicht auf, faßte nach der Klinke und schaffte es nicht, sie auch um einen Millimeter zu bewegen.

Sie war starr geworden. Jemand hatte den Zimmerausgang magisch verschlossen.

Jane verfiel nicht in Panik. Sie brauchte sich nur umzudrehen, um gegen eines der beiden Fenster schauen zu können. Mit einem Möbelstück würde sie die Scheibe zertrümmern können.

Jane setzte dies sofort in die Tat um. Die Hälfte schaffte sie. Der kleine Stuhl flog gegen eine Scheibe, erreichte das Fenster aber nicht, denn er machte sich dicht davor selbständig und jagte raketenartig durch den Raum, wobei er sich einige Male drehte, die Richtung änderte und Jane in Deckung gehen mußte, damit sie von ihm nicht erwischt wurde. Um Haaresbreite verfehlte er ihren Kopf.

Neben dem Bett landete er und blieb auch liegen.

Jane kam aus ihrer Hocke wieder hoch und hörte das häßliche, feine Lachen.

So lachte nur die Hexe, die für Jane unsichtbar war, aber mit ihren Kräften den Raum hier beherrschte.

»Schwester, es geht nicht. Ich herrsche in diesem Schloß, hast du verstanden?«

»Nicht mehr lange«, flüsterte Jane.

»Warte bis zur Dunkelheit, warte es ab…«

Das würde Jane auch, nur wollte sie die Zeit nutzen. So anregend es ihr auch vorkam, eine lange Nacht mit John im Hexenschloß zu verbringen, so wenig schätzte sie es, wenn eine andere Person ihr den Zeitpunkt diktierte.

Jane wollte aus dem Zimmer verschwinden, und sie dachte nicht im Traum daran, aufzugeben, denn in einem hatte Orania recht behalten. Irgendwie war auch Jane Collins noch eine Hexenschwester, wenn auch im entferntesten Sinne.

Das wollte sie ausnutzen!

Dicht vor der Tür baute sie sich auf. Es hatte Situationen gegeben, da war es ihr gelungen, ihre Kräfte zu mobilisieren. Aus der kleinen Flamme ein Feuer lodern zu lassen, das hochschlug und alles Trennende einfach verbrannte, auch den Bann der Hexe Orania.

Sie versuchte es, konzentrierte sich auf die magisch verriegelte Tür, um sie mit geistiger Gewalt aufbrechen zu können. Es war nicht einfach, vielleicht sogar unmöglich, aber Jane gehörte nicht zu den Menschen, die sich leicht geschlagen gaben.

War die Flamme vorhanden? Konnte sie die alten Kräfte so anwenden, daß sie Macht über die andere Hexe bekam?

Schwer, sehr schwer war es. Jane merkte, wie schwach sie doch war. In ihrem Innern glühte zwar etwas auf, doch es war viel zu schwach. Sie kam nicht gegen die Sperre an, die wie ein gewaltiger Ring gegen sie drückte.

Immer wieder konzentrierte sich Jane auf die Tür und auch auf das Schloß unter der Klinke.

Sie stellte sich vor, daß es brach, daß die Tür einfach nach außen gestoßen wurde, nur blieb es bei der Vorstellung. Die Sperre der Orania war zu dicht.

Jane trat zurück.

Schwindel hatte sie überfallen. In ihrem Hirn hörte sie die Stimme der Orania, wobei die Worte sie trafen wie Hammerschläge. »Weshalb stellst du dich gegen mich, Schwester? Ich bin besser. Ich mußte es einfach beweisen, daß ich gut bin, deshalb habe ich mir dich ausgesucht. Du bist auch sofort gekommen, das ist wunderbar für mich gewesen, wir sollten viel mehr zusammenhalten.«

»Hör auf, Orania…«

In ihre Worte hinein vernahm sie das Zischen. Jane fuhr unwillkürlich zurück, starrte dann sofort wieder nach vorn, denn im Türrechteck zeichnete sich die Gestalt der Hexe auf.

Nackt, nur den Totenschädel und den Dolch haltend. Ein gefährliches Wesen mit pechschwarzen Haaren und einem Gesicht, in dem sich trotz der glatten Haut alle Boshaftigkeit der Hölle abzeichnete.

In einem Anfall von Widerstand riß Jane die Astra aus der Tasche heraus, schoß auch, doch die Silberkugel traf nur mehr die normale Tür, wo sie als Klumpen steckenblieb.

Es hatte keinen Sinn. Die Hexe spielte mit Jane Collins Katz und Maus. Bevor sie sich zum Gespött machte, wollte sie lieber abwarten, denn es gab noch einen Trumpf.

Orania hatte sie überwinden können, bei John Sinclair würde es ihr nicht so leicht fallen.

Plötzlich spürte sie das Zittern unter ihren Füßen. Woher es stammte, konnte sie nicht sagen, aber die Vibrationen gingen auch auf sie über. Sicherheitshalber sprang Jane Collins zurück, was gut war, denn vor ihr brach der Boden plötzlich auf.

Die Dielenstücke peitschten in die Höhe. Ein breites Loch entstand, und aus ihm hervor, eingehüllt in eine Wolke aus Dampf, schwebte jemand in die Höhe, der aussah wie eine lebende Leiche, ein Zombie…

***

Die Hand war da, sie umklammerte den Bootsrand, sie zerrte es dem Wasserspiegel entgegen, rüttelte daran, brachte es zum Schwanken, so daß ich mich festklammern mußte, um nicht über Bord gerissen zu werden. Wer immer diese Gestalt sein mochte, für mich war sie ein grausames Wesen, vielleicht eine lebende Wasserleiche, was ich auch schon erlebt hatte. Ich zog die Beretta und sah, wie die Hand verschwand. Bevor ich die Stelle erreicht hatte und feuern konnte, sah ich nur auf die kräuselnden Wellen, die der unbekannte Zombie hinterlassen hatte. Er selbst war in die grünliche Tiefe hinabgesunken und steckte möglicherweise mit seinem unheiligen Körper im Schlamm fest.

Breitbeinig kniete ich im Boot, dessen Schaukeln sich allmählich beruhigte.

Aus dem Wasser war eine Hand erschienen. In der Kürze der Zeit hatte ich erkennen können, zu wem sie gehört hatte. Zu der Wasserleiche mit der Pilotenjacke, oder gab es noch einen zweiten Toten in der dunkelgrünen Tiefe des Grabens?

Rechnen mußte ich mit allen, auch damit, daß plötzlich irgendwelche Mutationen oder Monstren aus dem Graben stiegen und mich angriffen. Dieses alte Schloß wurde von einer Hexe oder deren Geist beherrscht.

Ich blieb zunächst im Boot und tat nichts, außer daß ich die Umgebung im Auge behielt, um vor gewissen Überraschungen gefeit zu sein. Die Stille gefiel mir überhaupt nicht. Ich hatte den Eindruck, als würde jemand unsichtbare Bänder allmählich so zusammenziehen, daß sie meine Kehle umschlangen und die Brust gleichzeitig mit.

Wo lauerte die Gefahr?

Das Boot trieb weiter. Es fiel mir erst auf, als ich schon einige Yards über das Wasser geglitten war. Ich hatte nichts dazu beigetragen. Wie aus dem Nichts war plötzlich eine Strömung entstanden, die den kleinen Kahn und mich gepackt hatte.

Zunächst trieben wir normal weiter, dann geriet das Boot, in einen Strudel und drehte sich um die eigene Achse. Und wir mit. Kräfte waren vorhanden, die ich nicht kontrollieren konnte.

Sollte ich weg?

Da hörte ich ein Geräusch, das ich bereits kannte. Motoren- und Rotorenlärm.

Es gab nur eine Erklärung. Der Hubschrauber ohne Pilot war von irgendeinem Platz gestartet und bewegte sich auf das alte Schloß zu.

Noch wartete ich nur, während der Kahn allmählich mehr Tempo bekam, so daß ich zwangsläufig mitgezerrt wurde. Wenn ich es jetzt verlassen wollte, mußte ich in Richtung Böschung springen, mich dort an irgendwelchen Sträuchern festklammern und so aufs Trockene

ziehen.

Das wiederum wollte ich auch nicht. Mittlerweile war die Beklemmung der Neugierde gewichen. Ich wollte wissen, wohin ich treiben sollte. Immer nur auf dem verdammten Wassergraben herum, das wollte mir nicht in den Kopf, zudem hatte sich die Fließgeschwindigkeit des Wassers verstärkt und zerrte wie mit Hunderten von langen, griffigen Fingern an der Außenwand. Für mich hatte es nicht einmal einen Sinn, die Ruder einzusetzen, die andere Kraft war größer.

Außerdem lenkte mich ein anderes Ereignis ab.

Es war schon toll, anzusehen, wie sich der Hubschrauber über das kahle Geäst zahlreicher Bäume schob und wie ein gewaltiges und auch mordbereites Stahlinsekt näher kam.

Okay, ich hatte mich schon an den Anblick gewöhnen können, aber dieser zweite hier war trotzdem anders, denn der Hubschrauber kam mir drohender und bösartiger vor, wie ein mit Schwarzer Magie programmierter Mordcomputer.

Um das Boot herum warf das dunkelgrüne Wasser helle Schaumstreifen, die von plötzlich auftretenden Strudeln gebildet wurden.

Ihre Ursache war mir nicht bekannt. Als normal sah ich es nicht an, daß sich ein Wassergraben in einen reißenden Strom verwandelte und mit dem alten Kahn spielte, als wäre er ein Stück Holz.

Noch drehte er sich, doch plötzlich gewann er an Fahrt. Durch den harten Ruck kippte ich nach hinten. Da ich rasch beide Arme ausbreitete, konnte ich mich noch fangen und wurde nicht über die Bordwand geschleudert.

Aber der Hubschrauber war da. Er stand jetzt in der Luft, gewann an Höhe und kreiste, als wollte er prüfen, welche unmittelbare Richtung er einschlagen mußte.

Trotz der wilden Drehungen und der Schaukelei gelang es mir, einen Blick gegen die Front der Maschine zu werfen. Hinter der Scheibe tat sich etwas. Es war nicht genau zu erkennen, ob sich dort eine Gestalt abzeichnete, mir jedenfalls kam es so vor, als würde er nicht mehr führerlos dahingleiten.

Das Wasser im Graben verwandelte sich in ein böses Tier. Es schwappte, es schäumte höher, die Wellen klatschten gegen die Bordwand. Helle Gischt spritzte gegen mich. Ich hatte die beiden Ruder längst losgelassen und klammerte mich mit beiden Händen an den Rändern des Bootes hart fest.

Hatte der Hubschrauber sich bisher abwartend verhalten, so gewann er an Fahrt. Diese letzten Vorgänge waren alle innerhalb weniger Sekunden geschehen, obwohl mir die Zeit wesentlich länger vorgekommen war. Ich spürte genau, daß eine Entscheidung dicht

bevorstand, denn auch das Wasser reagierte.
Ohne Übergang verwandelte es sich in einen reißenden Strom, der mein Boot und mich mitzerrte.
Da war nichts, das uns stoppte. Der schäumende Strom zerrte mich durch den Wassergraben und unter den tiefhängenden Zweigen der Ufergewächse hinweg. Denen konnte ich nicht immer ausweichen; sie schlugen gegen mich.
Von zwei Seiten verdichtete sich die Gefahr. Ich ließ den Hubschrauber ebenfalls nicht aus den Augen, der jetzt seinen Kurs gefunden hatte und direkt, zudem in einer Tiefe, die mir nicht gefiel, über dem Wasser schwebte.
Das sah gefährlich aus…
Wer war schneller? Die Strömung des Wassers oder der Hubschrauber? Letzterer kippte noch einmal nach unten. Im Bruchteil einer Sekunde erkannte ich, daß jemand in der Pilotenkanzel saß. Ein normaler Pilot war es jedenfalls nicht. Das harte Geräusch der Maschine und das Rauschen des Wassers vermischten sich zu, einer höllischen Musik!
Ich drehte mich im Sitzen.
Der Graben befand sich in Aufruhr. Das Wasser tat, was es wollte.
Für mich nicht erkennbare Kräfte hatten es in die Gewalt bekommen und zerrten es weiter.
Mich natürlich mit.
Manchmal schwankte das Boot so stark, daß ich Furcht vor einem Kentern bekam. Noch schlimmer war das Ziel. Die genaue Umgebung verlor ich aus den Augen, aber ich konnte erkennen, daß sich das Wasser nicht nur im Graben hielt, sondern wie ein schnell fließender Fluß auch eine Mündung besaß.
Sie war ein schmaler Einschnitt in der Burgmauer, ein Zugang wie zu einem Tunnel.
Dort raste die schäumende Flut hinein.
Da konnte ich rudern wie ein Weltmeister, ich würde es nicht schaffen, mich gegen die Strömung zu wehren. Die Gewalt würde mich in den Abfluß zerren, dann war es vorbei.
Oder ich versuchte es mit einer verzweifelten Rettungstat. Wenn mich meine knappen Berechnungen nicht täuschten, würde mich der Hubschrauber genau dann erreichen, wenn ich mich mit dem Boot dicht vor dem Eingang zu diesem unterirdischen Stollen befand.
Innerhalb kürzester Zeit hatte ich mich entschieden, und zwar für den Hubschrauber.
Es war ein Risiko, sich bei dieser rasanten Fahrt auf die Füße zu stellen. Es klappte nicht beim ersten Versuch, der zweite schließlich brachte mich auf die Beine.
Schwankend stand ich da. Wenn es hochkam, würde ich mich

vielleicht drei oder vier Sekunden halten können. Alles andere konnte man vergessen.

Der Hubschrauber war da, und zwar so tief, daß mir seine Kufen vorkamen wie blanke Schwerter, die mir im nächsten Augenblick den Kopf vom Körper schneiden konnten.

Dazu ließ ich es nicht kommen. Hastig streckte ich die Arme aus – und griff zu.

Wenn ich die Kufe beim ersten Zupacken verfehlte, würde es zu einem zweiten Versuch nicht mehr reichen.

Ich hatte Glück!

Plötzlich hielt ich sie fest. Mein Griff lockerte sich nicht. Ich zog die Beine an, das Wasser unter mir zerrte mein Boot weiter und schleuderte es auch durch die Maueröffnung, während ich an der Kufe hing wie eine Flagge am Mast und mich fragte, wie es jetzt weitergehen würde…

***

Der Dampf blieb, die Gestalt auch, und Jane Collins wollte ihren Augen nicht trauen. Sie stand auf dem Fleck, ihr Herzschlag hatte sich beschleunigt, und sie starrte in ein Gesicht, dessen Haut eine Leichenfarbe besaß, das sie jedoch noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Der Tote sah schlimm aus mit seiner großen Wunde auf der Brust. Sein Bart klebte an seinem Kinn, das Gesicht war verzerrt, die Augen hielt er weit offen. Sein Haar lag wie dünner Draht auf dem Kopf, und Jane Collins schaffte es schließlich, ihre Waffe aus der Tasche zu ziehen.

Silberkugeln gegen Zombies, da hatten die lebenden Toten nicht die Spur einer Chance.

Sie feuerte.

Jane Collins widerlegte den Satz, daß Frauen nicht schießen und treffen können. Sie erwischte den lebenden Toten genau. Dicht unter dem Hals hämmerte das Geschoß in die Brust, und einen Moment später zerplatzte der Körper vor ihren Augen.

Mit einem zischenden Laut löste er sich auf. Die Kraft des geweihten Silbers schleuderte ihn in alle vier Richtungen weg, wo er zudem noch gegen die Wände klatschte und Jane auch das Splittern der Knochen mitbekam. Der Qualm blieb, und er sorgte dafür, daß Jane den Zombie nicht mehr sehen konnte.

Janes Arm sank langsam nach unten, obwohl sie persönlich sich nicht entspannt fühlte. Aber sie hatte es geschafft und den verfluchten Zombie vernichtet.

Das heißt, sie sah ihn nicht mehr.

Der Rauch war abgezogen, er gab den Blick frei und hätte ihn auch auf das Loch im Fußboden freigeben müssen, nur konnte Jane dort

nichts mehr erkennen.

Der Boden zeigte sich geschlossen.

»Das gibt es doch nicht!« zischte sie, als würde sie Luft durch einen Mundwinkel ausstoßen. Daß überhaupt etwas geschehen war, glaubte sie schon, da der Geruch des Qualms noch zwischen den vier Wänden hing. Nur von den Folgen der beiden Taten konnte sie nichts mehr sehen. Keine Spuren, kein gar nichts, es schien hier überhaupt nichts abgelaufen zu sein. Jane war einiges gewohnt, sie zählte sich auch nicht zu den übervorsichtigen Menschen, dennoch dauerte es eine Weile, bis sie sich entschlossen hatte, auf die Stelle zuzugehen, wo der schreckliche Vorfall stattgefunden hatte.

Mit vorsichtig gesetzten Schritten bewegte sich die Detektivin genau auf den Punkt zu. Sie wollte alles genau untersuchen.

Vielleicht hätte John Sinclair mit seinem Kreuz eine Chance gehabt, sie allerdings besaß keinen derartigen Gegenstand, um eine gewisse Restmagie aufspüren zu können.

Jane umkreiste nur den Ort des Geschehens und fragte sich immer wieder, wie so etwas hatte möglich sein können. Auf eine Lösung kam sie nicht. Eines allerdings stand fest. Die Hexe mit den Namen Orania hielt alles unter Kontrolle. Sie war die Herrin in diesem verdammten Schloß, sie sorgte dafür, daß alles unter ihrer Kontrolle blieb, und sie schaffte es auch, mit denjenigen zu spielen und sie zu manipulieren, die in dieses alte Gemäuer gekommen waren.

Wer war die Gestalt gewesen, die sich nach dem Schuß aufgelöst hatte? Jedenfalls wollte Jane es nicht mehr glauben, daß die Kraft ihrer geweihten Silberkugel den Unheimlichen zerstört hatte. Er mußte vor dem Auftreffen des Geschosses zersplittert worden sein.

Lange brauchte Jane nicht zu grübeln. Sie kam zu dem Entschluß, daß es sich um die Person handeln mußte, die sie auch angerufen hatte. Der Mann war in den Bann der Hexe geraten. Möglicherweise hatte er eine Nacht im Hexenschloß verbracht und den Erfolg erlebt, der auch Jane und John bevorstehen sollte.

Sie schloß die Augen. Nicht weil sie einschlafen wollte, aber sie spürte plötzlich die bohrenden Kopfschmerzen, als wäre jemand da, der ihr eine Nachricht geben wollte.

Mit unsicheren Schritten ging sie zu dem Stuhl, den sie gegen das Fenster geschleudert hatte, hob ihn auf und nahm Platz.

Sie mußte lachen.

Es war kein fröhliches, mehr ein böses, bitteres Lachen, weil sie sich nicht vorstellen konnte, daß es jemandem gelang, derart mit ihr zu spielen und sie auch zu manipulieren. Das war schon fast pervers zu nennen, so etwas wie ein perfekter magischer Wahnsinn.

Ihre Blicke tasteten durch den Raum, der völlig normal geblieben war. Aber Jane rechnete damit, daß hinter jeder Wand, hinter der Tür,

unter dem Boden und möglicherweise verborgen in den Möbelstücken die Kraft der Hexe steckte.

Sie war eine mörderische Person, und Jane wußte nicht, woher sie die Kräfte nahm, um die tote Materie manipulieren zu können.

Wahrscheinlich mußte ihr dabei der Teufel zur Seite gestanden haben, eine andere Möglichkeit konnte sie sich nicht vorstellen. Hexen und der Satan waren unterschiedliche Wesen, die dennoch eine Gemeinschaft bildeten, in der sich einer auf den anderen verlassen konnte. Jane selbst war dies leider nicht fremd, lange genug hatte auch sie unter dem Druck der verdammten Hölle gestanden.

Auch das lange Sitzen gefiel ihr nicht, deshalb stand sie wieder auf und begann damit, im Raum auf- und abzumarschieren. Sie streifte am Himmelbett entlang, wo das Blut auf dem Laken verschwunden war. Dabei hatte sie es gesehen, ebenso wie diesen verfluchten Zombie, nur war die Kraft der Hexe einfach zu mächtig gewesen.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch.

Nicht im Zimmer, es klang von draußen her an ihre Ohren. Das satte Brummen, sehr regelmäßig ertönend, war ihr nicht fremd. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie es schon gehört.

Lange Überlegungen stellte Jane nicht an. Ein Hubschrauber mußte sich in der Nähe aufhalten.

Die Distanz zum Fenster betrug nur wenige Schritte. Jane eilte hin, starrte durch die Scheibe, konnte die Maschine aber nirgendwo sehen. Ihr Blick fiel in den Innenhof des Schlosses, wo auch kein Wassergraben mehr floß.

Sie versuchte es und wollte den Griff des Fensters nach unten drücken, was ihr nicht gelang.

Dafür sah sie die schwere Maschine. Sie kroch förmlich über die Dächer der Gebäude. Ein gewaltiges Monstrum, das von allein flog, obwohl Jane sich nicht darauf festlegen wollte, denn etwas anderes nahm ihr Blickfeld voll und ganz ein.

Es war ein Mann, der sich an eine der Kufen geklammert hatte und dessen Körper wie ein Pendel hin- und herschwang.

John Sinclair!

***

Der Ruck wollte mir fast die Arme aus den Schultergelenken reißen, so hart spürte ich ihn. Wohin das Boot getrieben wurde, bekam ich nicht mit, denn ich hatte den Kopf in den Nacken gelegt, starrte in die Höhe und bekam den Luftzug der Maschine voll mit. Er schlug hart in mein Gesicht und wirbelte die Haare derart kräftig in die Höhe, als wollte er sie im nächsten Moment abreißen.

Ich hatte durch meine schnelle Aktion die Orientierung verloren und mußte mich zunächst um meine eigene Sicherheit kümmern, sofern

dies überhaupt möglich war.
Jedenfalls flog die Maschine derart tief, daß Büsche und halbhoch gewachsenes Baumgeäst meine Füße streiften.
Die Kufe bestand aus Stahl. Verdammt hart schnitt sie in meine Handflächen. Lange würde ich mich in dieser Lage nicht halten können, das stand fest.
Es wurde ein Kampf gegen die Gewalten, denn wer immer den Hubschrauber flog, ihm paßte es nicht, daß ich mich an die Kufe gehängt hatte, und er versuchte, mich loszuwerden.
Sehr dicht flog er auf die Bäume zu. Äste und Zweige peitschten gegen meine Beine, aber ich hielt eisern fest, obwohl mein Körper fürchterlich durchgeschüttelt wurde.
Noch gefährlicher wurde es, wenn der Hubschrauber drehte und in Richtung Schloß flog. Da konnte ich leicht an der Außenmauer zerschmettert werden. Noch war es nicht soweit. Mein erster, schneller Blick in die Tiefe zeigte mir, daß wir uns an der Mauer entlang und über dem Wassergraben bewegten. Hineinfallen wollte ich dort nicht, denn noch immer zog er eine schaumige Bahn. Gefährliche, lange Streifen, die aussahen, wie wild daherschießende Wirbel.
Dann erfolgte der Schwung. Zu plötzlich für mich, als daß ich mich hätte darauf einstellen können. Die Maschine flog von der Schloßmauer weg, meine Beine pendelten jedoch in diese Richtung, aber ich schaffte es, mich auch weiterhin zu halten, als der Hubschrauber an Höhe gewann. Er stieg für meine Begriffe sehr hoch.
Wohin würde die Reise gehen? Zunächst einmal blieben die Baumkronen weit unter mir. Die Maschine steuerte einen anderen Kurs, sie flog in Richtung Burg.
Ich bekam wieder Beklemmungen, wenn ich an die verdammte Mauer dachte, die für mich zu einer Todesfalle werden konnte. Mit hoher Geschwindigkeit dagegen zu schlagen, konnte zumindest Knochenbrüche bedeuten.
Es wurde kritisch. Ich überlegte schon, ob ich es riskieren sollte, abzuspringen, als die Maschine noch mehr an Höhe gewann. Sehr langsam für meine Begriffe stieg sie, nicht weit von der Schloßwand entfernt, in die Höhe, so daß ich sogar die sich dort abzeichnenden Fensterluken zählen konnte.
Dann erschien das Dach. Es bildete eine große Einheit, allerdings von mehreren inselartigen Flecken unterbrochen, und zwar an den Stellen, wo es Beschädigungen zeigte. Man hätte es wirklich flicken müssen, schoß mir der Gedanke durch den Kopf.
Ich zog die Beine an, obwohl es nicht nötig war. Es erschien mir einfach sicherer zu sein.
Wenig später hatten wir es überquert. Unter mir lag die freie Fläche

des Innenhofs.

Eine gefährliche Höhe flogen wir. Wenn ich jetzt losließ, wobei ich meine Hände kaum noch spürte, lag ich mit gebrochenen Knochen unten – oder als Toter.

Aber ich hielt fest, drehte den Kopf und erkannte hinter einem der Fenster die Gestalt meiner Partnerin Jane Collins. Wenn mich nicht alles täuschte, winkte sie mir sogar zu.

Dann waren wir vorbei…

Weiter ging die Reise. Noch immer kreiste der Hubschrauber über dem Innenhof. Er hatte jetzt etwas an Höhe verloren.

Dann klappte der Einstieg auf, als wäre er von Geisterhänden bewegt worden. Jemand schaufelte die Luke zur Seite, sie fiel auch nicht mehr zu, denn die Maschine stand.

Was sollte das wieder bedeuten?

Ich bekam einen Moment später die Lösung, denn im offenen Einstieg erschien eine Frau.

Sie also war die Pilotin gewesen – kein Mann. Sie beugte sich so weit vor, daß sie mir ins Gesicht sehen konnte. Rabenschwarzes Haar umspielte ihre bleiche Haut. Die Augen lagen in den Höhlen wie runde Kohlestücke. Sie lächelte mir zu und streckte mir ihre Hand entgegen, eine Geste, die ich auch begriff.

Sie wollte mich in den Hubschrauber holen!

Was konnte mir Schlimmeres passieren, als mit fast tauben Händen an der Kufe zu hängen?

Ich mußte die Einladung annehmen und zu ihr in die Kanzel klettern.

Erst beim zweiten Sprung packte ich es und bekam mit der Kufe den nötigen Kontakt. Als ich mich aufrichtete, dabei nur den schmalen Untergrund spürte, kippte ich nach vorn.

Natürlich wäre ich in die Tiefe gefallen, aber ich streckte die Arme aus und umklammerte den Rand der Maschine dicht unter dem Ausstieg, aus dem auch die Hexe schaute.

Sie griff zu.

Meine Hände waren so taub geworden, daß ich es erst merkte, als sie mich schon in die Höhe zerrte. Scheinbar mühelos gelang es ihr, mich in die Kabine zu befördern und auf den Sitz des Copiloten zu schieben, der nicht besetzt war.

Dort hing ich wie ein Häufchen Elend, hatte mich zusammengerollt und spürte den Wind nicht mehr, denn die Frau hatte den Einstieg zugeschlagen.

Ich blieb liegen, atmete heftig, während der Hubschrauber steuerlos über dem Innenhof schwebte. In ihn tauchten bereits die ersten Schatten der Dämmerung ein; der Tag neigte sich allmählich dem Ende entgegen, die Nacht kam.

»Du bist ein schöner Mann!« sagte sie laut, um die Geräusche zu

übertönen.
Zunächst glaubte ich, mich verhört zu haben. »Was, bitte schön, bin ich?«
»Ein schöner Mann.«
»Aha, danke. Und wer bist du?«
»Orania.«
»Ein guter Name.«
»Ja, ich weiß, und mir gehört alles hier. Das Schloß, das Land, ich bin die Herrin.«
Allmählich bekam ich wieder Gefühl in meine Hände. Das Blut strömte hinein und sorgte für ein schmerzhaftes Kribbeln. Noch waren die Finger ziemlich steif. Wenn ich mich jetzt hätte wehren müssen, hätte es nicht gut ausgesehen.
Ich schaute Orania noch immer an.
Sie war eine Frau, deren Reize ausstrahlten. Pilotenkleidung trug sie nicht, nur ein langes Kleid hatte sie übergestreift. Es bestand aus schwarzem Samt und besaß einen krawattenbreiten, ziemlich langen Ausschnitt.
»Dir gehört das Schloß?«
»Ja, jetzt gehört es mir.«
»Gibt es keinen Schloßherrn?«
Plötzlich lachte sie. »Nein – oder doch? Ja, es ist noch etwas von ihm vorhanden.«
Ich verstand nur Bahnhof. Die Hexe Orania schien zu merken, daß mir Informationen fehlten, denn sie klärte mich in den folgenden Sekunden mit wenigen Sätzen über ihr Schicksal auf.
»Mein Gatte ist tot, schon sehr lange, aber ich lebe, obwohl er mich getötet hat.«
»Tatsächlich?«
Sie nickte sehr ernst. »In unserer Hochzeitsnacht killte er mich, wie du sagen würdest.«
»Und?«
»Siehst du mich nicht vor dir?«
Ich lächelte knapp. »Das schon, aber ich weiß nicht, wie ich dich einschätzen soll.«
»Sagen wir so, schöner Mann. Ich bin eine Frau, und du bist ein Mann.«
»Das weiß ich selbst.«
»Frauen und Männer sollten zusammenkommen.« Bei diesen Worten strahlte sie mich an. »Von altersher gehören Frauen und Männer zusammen. Ich bin es gewohnt, mir das zu nehmen, was mir zusteht, also einen Mann. Die lange Nacht im Hexenschloß wird für beide unvergeßlich bleiben, das kann ich dir versprechen.«
Jetzt begriff ich. »Dann hast du also vor, mit mir eine lange Nacht im

Schloß zu verbringen?«
»So ist es richtig, und zwar im Hochzeitszimmer.«
»Gehe ich recht in der Annahme, daß dein Gatte dort sein Leben ausgehaucht hat?«
»Das stimmt.«
»Andere Männer auch?«
»Natürlich.«
»Wer alles?«
»Der Pilot dieses Hubschraubers und auch jemand, der sich für das Schloß interessierte. Sie sind tot, aber ich kann ihre Leichen noch gebrauchen. Sie stehen unter meiner Kontrolle. Ich besitze außergewöhnliche Hexenkräfte, ich kann hier alles verändern, wenn ich will. Das Schloß gehört mir, das Wasser gehört mir, in das man mich nach der Tat hineinwarf. Der Graben, die Mauern, alles meins und auch die Männer.«
»Was ist denn mit den Frauen?« wollte ich wissen und ihren Redefluß nicht stoppen.
»Wie meinst du es?«
Ich hob die Schultern. »Es sind doch bestimmt nicht nur Männer hier erschienen. Ich bin auch nicht allein gekommen und habe eine Frau mitgebracht.«
»Das wollte ich so. Ich nahm mit ihr Kontakt auf und spürte, wer sie war. Ich merkte auch, daß sie mir gefährlich werden kann. Ich muß sie ausschalten.«
»Sie hat dir nichts getan.«
»Das stimmt, aber sie hätte mir etwas tun können. Ich habe sehr genau bemerkt, daß es Personen gibt, die ähnlich denken wie ich, und die wollte ich ausschalten. Mit ihr mache ich den Anfang, andere werden folgen. Ich bin dabei, mein Reich auszubauen, und daran wird mich keiner hindern. Auch mein Gatte hatte es versucht, als er merkte, wem ich mehr zugetan war.«
»Dem Teufel, nicht?«
»Ja, auch. Ich liebte viele Dämonen, nicht nur ihn. Ich war besessen von ihrer Stärke, von ihrer Macht. Sie versprachen mir alles und haben ihre Versprechen gehalten.«
Ich kam auf ein anderes Thema zu sprechen. »Weshalb mußte der Pilot sterben? Was tat er dir?«
»Er wagte sich zu weit vor. In ihm floß das Blut eines Ahnherrn, der einmal mein Gatte war. Er war ein Nachkomme, verstehst du das, und er wollte mehr über das Schloß herausfinden, wahrscheinlich, um es zu verkaufen. Er flog her und geriet in meine Fänge. Dabei hat er nicht bedacht, wie stark meine Kraft ist. Daß es mir sogar gelingt, Maschinen und Flugkörper zu bewegen, die es früher nicht gab.«
»Wie alt bist du wirklich? Nach deinem Aussehen kann ich wohl

nicht gehen.«

Sie sah aus, als hätte sie meine Frage überrascht. »Alter?« fragte sie, »spielt es eine Rolle?«

»Für uns schon.«

»Nicht für mich. Vielleicht bin ich zweihundert Jahre alt, vielleicht noch älter. Mich hält eine andere Kraft, wenn du verstehst.« Sie beugte sich zu mir herunter. »Weißt du, schöner Mann, ich werde nicht vergehen, nicht verfaulen und auch nicht zu Staub zerfallen. Nein, das gelingt nicht. Hexen sind da anders.«

»Ich kenne mich aus.«

»Mit uns?«

Ich nickte sehr langsam und hatte auch vor, das Gespräch noch weiter in die Länge zu ziehen, weil ich merkte, daß ich meine Finger wieder besser bewegen konnte. Die Steifheit verschwand allmählich, das Blut kehrte wieder zurück.

Plötzlich lächelte sie. Sehr breit und sehr schön. »Das ist noch besser, schöner Mann. Dann werden wir eine besonders lange Nacht haben. Komm zu mir ins Hexenzimmer, dort warte ich.«

Da mir die Worte zu abschließend klangen, wollte ich sie aufhalten. Dagegen hatte sie etwas.

Bevor ich noch eingreifen konnte, zerrte sie den Ausstieg auf und sprang nach draußen.

Einfach so…

Mein Herz übersprang einen Schlag. Ich sah sie schon mit gebrochenen Knochen im Innenhof liegen, doch ich hatte vergessen, daß es sich bei ihr um eine Hexe handelte.

Sie breitete während des Falls die Arme aus und erinnerte mich an einen großen Vogel, der langsam zu Boden flatterte, nicht zerstört wurde und sicher landete.

Das bekam ich gerade noch mit, denn Sekunden später mußte ich mich um den Hubschrauber kümmern. Die Maschine hatte sich aus dem Bann der Hexe gelöst und reagierte nun wieder auf die normale Steuertechnik und nicht nach den Gesetzen der Schwarzen Magie.

Ich bin zwar kein perfekter Pilot, hatte es allerdings gelernt, einen Hubschrauber einigermaßen zu fliegen. Zudem konnte ich ihn auch landen. Halb nur hockte ich auf dem Pilotensitz und fing die Maschine ab, bevor sie ins Trudeln geriet und mit den Rotorblättern gegen die Schloßmauern schlug.

Der große Hof bot dem Hubschrauber ausreichend Platz. Ich konnte auch dort meine Kreise ziehen, schaute dabei in die Tiefe und suchte vergeblich nach der geheimnisvollen Orania.

Sie war verschwunden!

Nach der dritten Schleife kümmerte ich mich um die Landung. Etwas nervös war ich schon. Ein Fluglehrer hätte bei dieser Landung

sicherlich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, um nichts zu sehen. Ich war nur froh, daß ich den Hubschrauber aufsetzen konnte, auch wenn die Maschine hart durchgeschüttelt wurde.

Die Kufen brachen nicht, der Hubschrauber kippte auch nicht auf die Seite, ich konnte ihn völlig normal verlassen und spürte das weiche Gefühl in den Knien.

Ein Rest der Angst.

Die Rotorblätter waren wieder runtergesackt wie müde Glieder.

Auch der Motor lärmte nicht mehr. Ich stand neben der Maschine und in der Stille des Innenhofes, der sich allmählich mit den Schatten füllte. Sie krochen von den Wänden her über den Boden, obwohl der Himmel noch mehr Helligkeit zeigte.

Ich schaute zum Eingang zurück, sah noch den ersten Teil der Steinbrücke und auch die langen Dunstfahnen, die sich verdichtet hatten und ihren Weg ebenfalls zum Innenhof fanden.

Die Hexe entdeckte ich nicht. Sie hielt sich verborgen, bereitete sich wahrscheinlich für die Nacht vor, was mir recht war, denn ich wollte mich zunächst um Jane Collins kümmern.

Gesehen hatte ich sie für einen Moment hinter dem Fenster. Dessen genaue Lage kannte ich noch.

Mein Blick glitt an der Mauer hoch. Ich sah das Fenster auch, entdeckte aber hinter der Scheibe keine Bewegung. Falls sich Jane noch im Raum befand, hatte sie sich zurückgezogen.

Ich holte meine kleine Leuchte hervor und ließ den Strahl hoch und gegen die entsprechende Scheibe wandern. Er traf sie auch, bildete einen blassen, wandernden Kreis, ein Zeichen, auf das niemand reagierte.

Dies gefiel mir nicht. Hatte Jane den Raum freiwillig verlassen, oder war sie dazu gezwungen worden?

Auf keinen Fall durfte ich Orania unterschätzen. Sie war eine gefährliche Person, fixiert auf mehrere Dämonen, nicht allein dem Teufel, und von jedem hatten sie einen Teil ihrer Kräfte mitbekommen. Da mußte ich höllisch achtgeben.

Ich ging auf den Eingang zu. Noch merkte ich das Ziehen in meinen Schultergelenken. Es war kein Vergnügen gewesen, derart lange an der Kufe zu hängen. Krämpfe schüttelten meine Hände.

Nach der Außentreppe blieb ich vor der Tür stehen. Noch einmal schaute ich zurück in den leeren Innenhof, wo es ständig dunkler wurde und sich Nebelfahnen hineinschoben. Das Wasser im Graben rauschte nicht mehr, überhaupt hörte ich keine weiteren Geräusche, und die Stille drückte mir aufs Gemüt.

Es würde etwas passieren, das stand für mich fest. Nur wußte ich leider nicht was und kannte zudem den Zeitpunkt nicht, wann die Ereignisse eintraten.

Die Tür war nicht verschlossen. Sie schwang sogar ziemlich leicht nach innen. Kerzen leuchteten nicht in der großen Halle. Das Flackerlicht des offenen Kaminfeuers reichte aus, um den Raum mit Helligkeit und Wärme zu füllen.

Hinter der Tür hatte ich eine andere Welt vorgefunden. Von der Kälte in die Wärme, aber auch sonst hatte sich einiges verändert.

Meiner Ansicht nach war die Magie hier verschwunden, selbst mein Kreuz »meldete« sich nicht, was seltsamerweise bei der Begegnung mit der Hexe auch nicht geschehen war oder ich es nicht gemerkt hatte.

Ich schritt auf die Treppe zu. Die Tür hatte von mir einen Stoß bekommen. Gemächlich fiel sie wieder zurück ins Schloß. Die Hexe interessierte mich im Augenblick nicht, ich wollte Jane Collins finden.

In der Halle verbarg sie sich nicht, rief sicherheitshalber ihren Namen und konnte nur dem Echo meiner eigenen Stimme nachlauschen, denn eine Antwort bekam ich nicht.

Trotz allem fühlte ich mich beobachtet. Das war kein normales Schloß. Hier gingen Dinge vor, die mit Teufelei und Hexerei zu tun hatten. Ich erinnerte mich an den Toten, zu dem noch ein zweiter zukam. War auch er im Wassergraben verborgen? Waren die beiden überhaupt tot, oder hatte es die Hexe dank ihrer Kraft geschafft, sie zu lebenden Leichen zu machen?

Mit diesen Gedanken stieg ich die Treppe hoch. Dabei hielt ich mich in der Mitte, weil dort ein Teppich meine Schritte schluckte.

Auf einmal überkam mich der Eindruck, als würde sich die Treppe bewegen. Die Stufen vor mir tanzten, sie zogen sich zusammen, verengten sich, nahmen anschließend an Breite zu, so daß ich stehenblieb und nach dem Handlauf tastete, auf dem ich mich abstützte.

Vielleicht war es besser, wenn ich mein Kreuz nach außen hängte, aber zuvor überraschte mich die Stimme der Hexe, die aus jedem Mauerstein zu dringen schien, so laut war sie plötzlich geworden.

»Was ist denn, schöner Mann? Weshalb gehst du nicht weiter? Was willst du überhaupt?«

»Komm her…«

Sie lachte hell und gleichzeitig rauh. »Geh nur, schöner Mann, wir kommen noch zusammen.«

Ich hob die Schultern und ergab mich in mein Schicksal. Orania führte hier Regie. Ich hoffte darauf, daß es sich bald ändern würde.

Den Rest des Weges schritt ich über eine normale Treppe, erreichte einen Gang, der menschenleer vor mir lag. Zwar sah ich die Rüstungen und Bilder, aber irgendwelche Personen waren nicht zu entdecken, leider auch nicht meine Freundin Jane Collins.

Ich ging sehr vorsichtig weiter. Das Kreuz steckte ich in die Tasche. Es hatte überhaupt nicht reagiert und sich auch nicht erwärmt.

Mir kam es vor, als hätte es seine Magie verloren.
Sehr ungewöhnlich…
Nach wenigen Yards vernahm ich das leise Knarren. Gleichzeitig öffnete sich vor mir auf der rechten Seite des Ganges eine Tür, wie von Geisterhand bewegt.
Sie schwang nach außen und gab mir dadurch zu erkennen, daß der Weg endlich frei war.
Wenn ich recht nachdachte, mußte es die Tür sein, die auch zu dem Zimmer führte, hinter dessen Fenster ich die Gestalt der Jane Collins gesehen hatte.
Den Rest der Strecke legte ich mit langen Schritten zurück, blieb aber vorsichtig und zögerte, die Schwelle zu übertreten.
Das Zimmer lag in einem warmen Kerzenschein. Die beiden Leuchter standen nahe der Wände. Ein leichter Luftzug bewegte die Flammen und ließ sie tanzen.
Schatten und Licht, daß alles floß über die Konturen der Möbel, wobei mir das Bett besonders auffiel.
Ein breites Himmelbett, dessen oberer Stoff sich wie ein eingedrücktes Gewölbe über der Liegestatt spannte.
Ich wußte, daß es genau der Raum war, in dem mich die Hexe Orania zu einer langen Nacht erwartete. Aber sie hielt sich noch zurück, niemand außer mir befand sich zwischen den Wänden. Die Hoffnung, Jane Collins hier zu finden, war zerplatzt.
Auf keinen Fall konnte ich es mir leisten, überzogen zu reagieren.
Deshalb blieb ich gelassen, als ich den Raum betrat, zum Fenster schritt und feststellen mußte, daß es sich nicht öffnen ließ.
War es normal oder magisch versiegelt? Der Hexe traute ich alles zu, ging wieder zurück und hörte den Knall. Blitzschnell war die Tür zugefallen, als hätte sie jemand von außen zugestoßen.
Ich lief hin, probierte die Klinke, fand auch diesen Ausgang verschlossen und dachte daran, daß es Orania geschafft hatte.
Ich war gewissermaßen ihr Gefangener, verfiel jedoch nicht in Panik und überlegte meine nächsten Vorgänge.
Ein Lächeln überflog meine Lippen, als mir einfiel, was die Hexe mit mir vorhatte. Sie wollte mit mir, dem »schönen Mann« eine heiße Nacht verbringen.
Okay, wenn sie das unbedingt auf ihren Plan gesetzt hatte, mir sollte es recht sein.
Das Kreuz holte ich aus der Tasche und versteckte es unter dem aufgeschüttelten und blütenweißen Kopfkissen. Danach untersuchte ich die Matratze nach einem Spalt, in dem mein Dolch verschwinden konnte. Leider wurde ich enttäuscht, die Unterlage bestand aus einem Teil und nicht aus zwei Hälften.
Mir blieb nur der Spalt zwischen Boden und Bett. Er war nicht gerade

breit, aber der Dolch paßte hinein. Zudem legte ich ihn so, daß ich ihn mit einer Handbewegung erreichen konnte, wenn ich an der rechten Seite lag.

Was war mit der Beretta?

Ablegen, sie behalten?

Ich schob das Problem auf die lange Bank und zog mein Jackett aus, das ich über eine Stuhllehne hängte. Wenn mich schon eine Frau für die Nacht erwartete, wollte ich wenigstens bereit sein. Der Rest würde sich ergeben.

Die Beretta fand ebenfalls auf der Sitzfläche des Stuhls Platz. Allerdings faltete ich mein Jackett darüber.

Soweit war ich zufrieden. Was mich sorgte, war das Verschwinden von Jane. Ich konnte mir vorstellen, daß eine Person wie Orania auf eine zweite Frau nicht gerade mit Freude reagierte. Und eine eifersüchtige Hexe hatte mir gerade noch gefehlt.

Nun ja, ich würde Orania fragen. Außerdem war Jane kein kleines Kind mehr.

Aber erst mußte die Hexe erscheinen. Ich nahm einen zweiten Stuhl und stellte ihn so hin, daß ich sowohl die Tür als auch das Fenster im Auge behalten konnte.

Draußen war es dunkel geworden. Kein Laut drang durch die dicken Schloßmauern, und auch vom Gang her hörte ich nichts. Es war die fast absolute Stille, die erst dann unterbrochen wurde, als ich vom Gang her Schritte hörte.

So ging nur eine Frau.

Dann öffnete sich die Tür.

Herein kam Orania, um die Nacht im Hexenschloß zu beginnen…

***

Ein Mann an der Kufe eines Hubschraubers hängend. Dazu noch einen, den sie kannte, den sie mochte, liebte…

Jane verstand die Welt nicht mehr und bekam gleichzeitig eine höllische Furcht.

Wenn die Maschine in die Tiefe sackte, dann…

Sie sackte nicht.

Was Jane in den folgenden Minuten zu sehen bekam, ließ sie zwar nicht an ihrem Verstand zweifeln, schaffte es aber doch, sie aus der Fassung zu bringen: Dem Geisterjäger wurde die Tür geöffnet. Jane konnte sogar Orania erkennen und bekam mit, daß diese Person John Sinclair half, in die Kanzel zu steigen.

Was die beiden sprachen, hätte Jane zu gern gehört, leider blieb es ein Wunschtraum. Für John bestand zunächst keine Gefahr, das spürte sie, außerdem würde sich Orania erst mit dem Geisterjäger beschäftigen, so besaß Jane Zeit, sich um ihre Probleme zu kümmern,

die auch nicht gerade einfach waren.

Sie ging davon aus, daß Orania bei ihrer Nacht im Hexenschloß mit einem Mann allein bleiben und keine Zuschauer haben wollte.

Sie würde Jane also entfernen, und bestimmt nicht auf die sanfte Tour.

Wie sollte sie aus dem Zimmer herauskommen?

Jane überlegte hin und her, sie suchte nach einer Idee!

Dann wußte sie es.

Sie mußte versuchen, Orania mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Jetzt, wo die andere nicht in der Nähe weilte, konnte sie möglicherweise ihre noch vorhandenen Hexenkräfte ausspielen.

Und sie erinnerte sich daran, daß aus dem Boden eine Totengestalt gekrochen war. Dies war an einer bestimmten Stelle geschehen, vor dem Himmelbett genau, und Jane ging davon aus, daß es sich bei diesem Platz um einen Ort handelte, wo sich die Magie konzentriert hatte.

Sie fiel auf die Knie!

Wieder versuchte es die ehemalige Hexe mit einer tiefen Konzentration, schloß alles aus, hörte nicht einmal das Geräusch des Hubschraubers und schaffte es auch, sich zu versenken.

Sie fiel in Trance. Das Bewußtsein tauschte sich mit dem Unterbewußtsein regelrecht aus. Jane Collins bekam deshalb die Chance, sich mit anderen Welten zu beschäftigen.

Die Trance war sehr tief und stark. Jane strich mit den Fingerkuppen ihrer gespreizten Hände über den Boden hinweg und berührte dabei nur die Stellen, wo der Boden aufgebrochen und das unheimliche Wesen erschienen war.

Jane wartete auf die Vibrationen, auf das Zittern, auf die Meldung, daß etwas geschah.

Und sie spürte es.

Zunächst floß etwas in ihre Hände hinein, das sie persönlich als einen magischen Kraftstrom ansah. Energie, die sich hier hielt, um die normale Physik zu verändern.

Sie wirkte selbst wie eine Tote, derart bleich war sie geworden.

Auf ihre Stirn traten Schweißtropfen.

Ihr Sinnen und Trachten ging dahin, die magische Stelle wieder aufzureißen.

Schwer holte sie Luft. Manchmal floß ein Stöhnen aus ihrem Mund, und sie behielt die Hände weiter auf dem Boden. Jeder Finger zuckte, bewegte sich dabei in eine andere Richtung, als wollte er nur allein bestimmte Dinge ertasten.

Es war nicht einfach für sie, das Loch aufzureißen. Jane merkte auch den Druck, der sie umgab wie starke Eisenbänder, und sie hörte sich selbst flüstern und stöhnen.

Welche Buchstaben sich zu Worten und zu Beschwörungen zusammensetzen, das wußte sie selbst nicht. Sie drangen praktisch aus dem Bauch hervor. Jane reagierte nicht selbst, es war die alte Hexenkraft, die wieder aufgeflammt war.

Einmal Hexe – immer Hexe?

Bei Jane Collins traf dies nur bedingt zu. Hätte sie jemand direkt auf eine Erklärung für dieses Phänomen angesprochen, so hätte sie sich als weiße Hexe bezeichnet, die jedoch den Kreis urplötzlich aufbrach, der von Orania gelegt worden war.

Der Boden gab nach!

Sie hörte kein Splittern, doch ein kalter Grufthauch drang ihr aus der Tiefe entgegen.

Da war das Loch, der Tunnel, der Schacht – und er zerrte Jane hinein. Sie kam nicht dagegen an. Unsichtbare Kräfte drückten ihren Oberkörper nach vorn, die Öffnung verwandelte sich für sie in einen gewaltigen Kessel, der sie verschlingen wollte, und Jane Collins kippte nach vorn, in die Tiefe und Schwärze, die sie, die mit Magie gefüllte Person, einfach verschluckte.

Daß sich der Boden über ihr schloß, bekam sie nicht mehr mit…

***

Orania war gekommen, und sie stand auf der Türschwelle wie eine Königin, die ihr Reich perfekt beherrschte. Im Gegensatz zu ihr mußte ich mir klein vorkommen, denn sie sah zwar so aus, wie ich sie kannte, hatte sich trotzdem verändert, denn sie wurde von einer nicht sichtbaren, aber für mich doch spürbaren Aura umflort.

Es war ein Bild wie ein Gemälde. Orania trug nicht mehr das lange Samtkleid, sondern ein bodenlanges Neglige. Als durchsichtiger Hauch reichte es auch über die goldenen Reifen an den Fußknöcheln.

Durchsichtig war das gesamte Gewand. Es zitterte schleierartig über ihren Körper, ließ die hellen Brüste erkennen, die dunklen Spitzen und auch die ebenfalls dunkle Scham.

Das schwarze Haar umgab ihr schmales Gesicht wie ein offener Schleier. Die Haut besaß eine vornehme Blässe.

Eine Frau deren Verführungskünste einer Messalina oder einer Borgia in nichts nachstanden, zu der jedoch die beiden Gegenstände in den Händen nicht paßten.

Sie hatte die Arme ausgebreitet. Der Dolch und der Totenschädel hatten auf den Handflächen ihre Plätze gefunden, und als sie vorging, bewegten sich nur ihre Beine. Den übrigen Körper hatte sie voll und ganz unter Kontrolle.

Hinter ihr fiel die Tür wieder zu. Ich hatte mich bei ihrem Eintritt erhoben, nicht weil mich der Anblick vom Stuhl geworfen hätte, es war eine automatische Handlung gewesen.

Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht, über das Licht und Schatten gleichmäßig verteilt huschten, und fragte mich, wie ich ihr Lächeln verstehen sollte.

Als eine Einladung oder als sehr gefährlich und hinterrücks. Es würde sich herausstellen.

Zunächst einmal tat sie so, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden. Sie sprach mich auch nicht an, als sie auf das Bett zuging, sich allerdings nicht niederlegte, sondern auf der Platte des kleinen, runden Beistelltischs den Dolch und den Totenschädel niederlegte. Sie tat es vorsichtig, als hätte sie Furcht, irgend etwas zu beschädigen.

Daß beide Gegenstände eine bestimmte, rituelle, magische Bedeutung besaßen, war mir klar. Nur kannte ich nicht den genauen Grund, aber den würde sie mir sicherlich irgendwann sagen.

Mit einer etwas heftigeren Bewegung drehte sich die Hexe um.

Auch ihr hauchzartes Gewand schwang dabei und breitete sich aus wie ein gewaltiger Petticoat.

»Unsere Nacht kann beginnen«, flüsterte sie mir zu.

»Damit?« fragte ich und deutete auf die beiden ungewöhnlichen Gegenstände, die sie mitgebracht hatte.

»Ja…«

»Die mag ich nicht.«

»Aber ich brauche sie.«

»Willst du mir keine Erklärung geben?«

Sie zögerte einen Moment und richtete den Blick ihrer dunklen Augen auf mich. Dann streckte sie die Hand aus und nahm den Dolch. Sie hielt ihn halbhoch und tastete ihn dabei mit ihren Blicken ab, als wollte sie ihn noch einmal genau erkunden.

»Er war sehr wichtig in meinem Leben«, erklärte sie. »Er hat einmal einem anderen gehört. Mein Mann brachte ihn von einer seiner Reisen mit. Das war noch vor unserer Hochzeit. Er hat ihn wahnsinnig geliebt und immer erklärt, daß in ihm eine besondere Kraft stecke.«

»Welche?«

Orania hob die Schultern. »Ich will dir sagen, daß er mich nicht belogen hat, denn ich habe es selbst ausprobieren können. Ich tötete meinen Mann mit diesem Dolch.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir zwar gedacht, dennoch mußte ich leicht schlucken.

»Jetzt willst du noch wissen«, sagte sie, als sie den Dolch wieder weglegte, »was es mit dem Schädel auf sich hat.«

»Es wäre nicht schlecht.«

»Ich trinke daraus das Blut meiner Männer, meiner Opfer, denn dieser Schädel ist für mich noch immer etwas Besonderes. Durch ihn bin ich mit meiner ersten Tat verbunden, als es mir endlich gelang, das zu überwinden, was die Menschen Gewissen nennen. Es ist der

Kopf meines Gatten, den ich ihm abschnitt, als ich bereits tot war. Für ihn gestorben, wohlgemerkt.«

Das war jetzt etwas schwer. »Moment, du bist tot gewesen?«

»Ja, mein Gatte brachte mich um.« Sie lächelte, als sie sich erinnerte. »Es war zu spät, ich stand längst mit anderen Kräften in Verbindung, was er wohl gewußt hatte, wobei er allerdings nicht ahnte, daß es für ihn längst zu spät war.«

Ich schüttelte mich. Das Geständnis hatte mich tief getroffen. Und diese Person wollte mit mir eine Nacht verbringen. Wahrscheinlich hatte sie mir das gleiche Schicksal zugedacht.

Sie schien meine Gedanken gelesen zu haben, denn sie lachte plötzlich. »Weißt du, schöner Mann, du brauchst keine Furcht davor zu haben, daß ich dir den Kopf abschneiden werde. Nein, ich werde mich bei dir anders verhalten.«

»Wie denn?«

»Willst du dich nicht überraschen lassen?«

»Vielleicht soll ich das gleiche Schicksal erleiden wie die Toten vor mir!«

Ihre Stirn umwölkte sich. Wahrscheinlich war ihr meine Ansprache unangenehm gewesen. »Wie kannst du in Minuten wie diesen hier an so etwas nur denken?«

»Du hast es mir leicht gemacht.«

Da lachte sie. Für mich völlig grundlos und unkontrolliert. »Ja«, rief sie schließlich, »ich habe es dir leicht gemacht. Ich habe es jedem leicht gemacht, den ich wollte, aber ich will dir trotzdem sagen, daß mich etwas stört.«

»Bitte.«

Orania bewegte sich und senkte dabei den Kopf, als suchte sie etwas Bestimmtes. Ich verfolgte ihren Gang durch das Zimmer, ohne die Frau begreifen zu können.

»Was hast du?«

Zwischen Fenster und Bett blieb die Hexe stehen. Als sie ihre Finger bewegte, sah ich zum erstenmal, daß sie überlang waren. Die Nägel hatte sie nicht gefärbt, sie wirkten wie lange, blanke Messerspitzen. »Ja, du hast recht. Mich stört etwas in diesem Zimmer.« Sie lächelte kurz. »Aber du bist es nicht.«

»Danke, wer dann?«

»Sie!«

Scharf hatte Orania das eine Wort hervorgestoßen, und ich tat mich schwer, es zu begreifen.

»Wer ist sie?«

»Die Frau!«

Jetzt wußte ich Bescheid. Damit konnte Orania nur Jane Collins gemeint haben. Sie blickte mir ins Gesicht, als wollte sie hinter meine

Stirn schauen und die Gedanken lesen. Da wäre sie nur verunsichert worden, denn auch ich wußte mir keinen Rat, und deshalb hob ich auch die Schultern. »Es tut mir leid, helfen kann ich dir nicht, denn ich mache mir selbst Sorgen wegen meiner Partnerin.«

»Sie war hier im Raum.«

»Stimmt, ich sah sie.«

»Wo ist sie jetzt?«

Ich hob locker die Schultern. »Es wird ihr zu langweilig geworden sein. So hat sie das Zimmer verlassen.«

Scharf lachte mir die Hexe entgegen. »Versuche du einmal, den Raum zu verlassen. Es geht nicht, er ist auf magische Weise versiegelt. Man muß die Worte nennen, um Tür und Fenster öffnen zu können. Nein, sie kann unmöglich aus diesem Raum herausgekommen sein. Verlasse dich auf meine Worte, schöner Mann.«

»Ich heiße übrigens John Sinclair.«

»Ja, und sie hat dich mitgebracht.«

»Wir gehören zusammen.«

Unwillig schüttelte Orania den Kopf. »Jetzt nicht mehr«, erklärte sie mit völlig veränderter, weicher Stimme. »Vergiß sie, auch ich werde versuchen, sie zu vergessen. Ab jetzt gibt es nur uns beide, John. Nur uns beide.«

Sie kam auf mich zu, ganz Sünde, wie man so schön sagt. Aber in meinen Augen glich sie mehr einer giftigen Schlange, die sich näher an mich heranschob und mich umschlingen wollte.

Orania blieb erst dann stehen, als sie nur die Arme langzumachen brauchte, um die Hände auf meine Schultern legen zu können. Ich spürte den leichten Druck der Hände. Es war nur eine sanfte Berührung, aber ich schob die Finger nicht zur Seite und stellte mich nur innerlich auf eine gewisse Abwehr ein.

»Laß uns nicht mehr an sie denken«, flüsterte die Hexe, »obwohl es dir schwerfallen wird. Aber ich werde alles tun, um sie vergessen zu machen. Du wirst die Nacht niemals bereuen.«

»Du auch nicht.«

»Das weiß ich nicht.« Die Hexe veränderte die Haltung ihrer Hände und ließ sie an meinem Körper entlanggleiten. Schnell und sicher tastete sie mich ab, allerdings nicht, um mit einem Liebesspiel anzufangen, sie wollte etwas anderes feststellen.

Wahrscheinlich forschte sie nach irgendwelchen Waffen, die ihr gefährlich werden konnten. Bei einer Person wie Orania mußte man immer mit allem rechnen.

Sie fand keine, und ich war froh, daß ich sie abgelegt und gut verborgen hatte.

An meinen Hüften blieben ihre Hände liegen. Ich ergab mich dem leichten Zug, der mich nach vorn zu ihr brachte. Es sah im ersten

Moment so aus, als wollte sie mich küssen, doch sie ging ebenfalls zurück, die Hände auch weiterhin auf meinen Hüften lassend, und ich hörte, wie ihre nackten Füße über den Boden schleiften.

»Wir besitzen ein wunderbares Himmelbett«, hauchte sie. »Es ist so einmalig…«

»Bist du darin gestorben?«

Sie lachte mich an. »Ist das noch wichtig?«

»Für mich schon, denn ein Himmelbett ist kein Mordbett, meine liebe Orania.«

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Das waren Worte gewesen, die sie nicht gern hörte, die mir persönlich aber nicht viel ausmachten, ich würde mich von ihren Reizen nicht fangen lassen!

Zwar hatte ich den Blick für die Realität nicht verloren, dennoch kam ich mir vor wie eine Person, die fremd durch eine schlimme Welt schritt. Der harte Boden bot mir Widerstand, gleichzeitig schwebte ich über ihn hinweg.

Mein Mißtrauen verstärkte sich. Diese verfluchte Hexe hatte es darauf angelegt, mich einlullen zu wollen, um dann hart und brutal zuschlagen zu können.

Auf meinem Körper lagen die Nerven bloß. Ich schielte an der Frau vorbei und konzentrierte mich auf die beiden Gegenstände neben dem Bett. Totenschädel und Dolch, es war eine verfluchte Art und Weise, durch sie ums Leben zu kommen.

Orania stieß gegen das Bett und ließ sich sofort nach hinten fallen.

Ich kippte auf sie, rollte mich aber zur Seite, was sie mit einem Lachen quittierte.

»Ich glaube, schöner Mann, du hast Angst vor mir.«

»Nein.«

Wieder lachte sie laut auf und rollte sich dabei zur Seite. Diesmal nutzte sie den Schwung aus und kam aus ihrer liegenden Haltung.

Vor dem Bett blieb sie stehen.

Ich lag noch rücklings auf ihm. Etwas weit weg vom Kopfkissen, unter dem ich mein Kreuz versteckt hatte. Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich wollte sie auch nicht mißtrauisch machen und wartete zunächst einmal ab.

»Vor mir«, flüsterte sie, »braucht niemand Furcht zu haben.« Während ihrer Worte drückte sie die Arme zurück und ließ sie über ihren Rücken in Höhe der Schultern wandern.

Was sie dort tat, sah ich nicht, doch ich bekam den Erfolg der Aktion zu sehen.

Plötzlich rutschte das Gewand nach unten. Es faltete sich vor ihrem Körper zusammen, und nackt stand sie vor mir.

Ich schaute von unten her zu ihr hoch und mußte mir selbst eingestehen, daß ich die Gefahr zunächst einmal vergaß. Diese Frau

war schön, sie war etwas Besonderes, sie wirkte auf mich wie gemalt und modelliert zugleich. Wenn sie sich einem Mann dermaßen anbot, konnte ihm schon heiß werden.

»Du sagst nichts?« erkundigte sie sich verwundert.

»Nun ja, es ist nicht einfach…«

»Hat dir mein Anblick die Sprache verschlagen?«

»Fast. Ich wundere mich nur, daß du dich dermaßen anbietest.«

Sie verzog ihren Mund. »Mein Mann hat mich eine Dämonenhure genannt, aber ich habe es ihm gezeigt.«

»Bitte, ich meine…« Es wurde allmählich Zeit für mich. Die Lage spitzte sich zu, und ich wollte endlich mein Kreuz gegen sie einsetzen.

Schwungvoll kam ich hoch – und spürte ihre nackte Haut in meinem Gesicht, denn die Hexe hatte sich im gleichen Augenblick nach vorn geworfen, wahrscheinlich, um mich auf das Bett niederzustoßen.

Das gelang ihr auch. Ich fiel auf den Rücken, der nackte Frauenkörper preßte sich gegen mich. Mit ihren Krallen riß sie mir mein Hemd entzwei.

Sie umklammerte mich, wollte mich küssen. Ich drehte den Kopf zur Seite, sie aber hielt mich weiter umschlungen und drehte sich mit mir. Ihr heißer Atem strich über meinen Nacken. Bevor ich den nächsten Liebesangriff erlebte, blickte ich auf das Knochenmesser in ihrer Hand…

***

Es war eine Welt für sich. Möglicherweise so etwas wie eine Mitte zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, jedenfalls eine andere Dimension, ein Fluchtweg für bestimmte Personen, das wußte Jane Collins auch, ohne daß es ihr erklärt worden war.

Sie fiel und schwebte…

Es war kein hartes Fallen, kein Hineinrasen in die tiefe Unendlichkeit, nein, die Kraft, die hier vorherrschte, schaffte es, sie wie auf Flügeln zu tragen.

Hexenmacht und Hexenkraft!

Irgendwann kam Janes Fall zum Stillstand. Da schwebte sie nur mehr in der Finsternis, die ihr wenig später nicht mehr so dicht vorkam, denn von irgendwoher erreichte sie ein heller Schein, eine Farbschattierung zwischen Silber und Grün.

Jane schaute in die Tiefe. Das konnte sie, und sie sah zwei Gestalten unter sich.

Tote…

Sie schwebten ebenfalls innerhalb der magischen Zone, die wahrscheinlich dort, wo sich ihr Ende zeigte, in Dämonenreiche hineinführte, die da begannen.

Auch Jane merkte etwas von der Kraft der anderen Reiche. Sie stieg

hoch, ein gefährliches Ziehen, ein Zerren, das auch über ihren Körper glitt und mit unsichtbaren Armen zu vergleichen war, die sie anfaßten, um sie in die Tiefe zu holen.

Aber Jane Collins hatte es geschafft, ihre alten Kräfte nicht nur zu mobilisieren. Sie konnte diese Kräfte sogar halten und hoffte, sie auch zu verstärken.

Deshalb schwebte sie nicht mehr tiefer, deshalb blieb sie auf gleicher Höhe und konnte auf die Leichen unter ihr schauen, die von den anderen Kräften hin- und hergerissen wurden, um den Menschen Angst und Schrecken zu bringen.

Wäre es Jane möglich gewesen, ihr Gesicht im Spiegel zu sehen, sie hätte sich erschreckt.

Ihre Haut hatte eine andere Farbe bekommen. Die Mischung aus Grau und Grün ließ sie aussehen wie eine schon im Stadium der Verwesung befindliche Leiche.

Ihre Hexenkraft, im Innern wie eine Flamme hochgeschossen, war jetzt nach außen gekehrt worden und zeigte sich in ihrem Gesicht.

Zudem war es durch die Anstrengung verzerrt, sich innerhalb des Schachts halten zu müssen, um nicht für immer in irgendwelchen Dämonenreichen zu vergehen oder schrecklich zu verbrennen.

Jane wollte nicht nach unten schauen. Es interessierte sie, was über ihrem Kopf geschah, denn sie spürte mit einem sicheren Instinkt, daß sich John bereits in das Zimmer geschlichen hatte.

Aber war er allein, oder befand er sich bereits in den Fängen der Orania, dieser Mörderin, die eine Nacht mit ihm im Hexenschloß hatte verbringen wollen?

Es gab für die Detektivin keine Antwort auf die Frage, das Blickfeld war ihr genommen. Sie schaffte es nicht, durch den normalen Fußboden zu schauen.

Statt dessen spürte sie die beiden anderen Toten. Sie trieben innerhalb des Schachts in die Höhe, als wären ihre Körper von einer Pumpe ausgestoßen worden.

Jane konnte sich ausrechnen, wann die beiden Leichen sie erreicht hatten.

Sekunden später schon prallte der erste gegen sie. Jane erwischte ihn mit einem Fußtritt und schaute ihnen nach, wie sie sich wieder tiefer in die geheimnisvolle Sphäre dieser magischen Zwischenwelt hineinsenkten.

Menschen, die in einer engen Raumkapsel lebten, besaßen ebenfalls das Problem der Schwerelosigkeit, nur besaß es hier keine physikalische Erklärung.

Noch mußte sie warten. Sie versuchte sich erst gar nicht vorzustellen, was über ihr geschah, aber sie hatte mittlerweile längst gespürt, daß sich Orania im Raum befand.

Es war einfach ihre Aura, die auch von einem Fußboden nicht gestoppt werden konnte.
Was würde sie tun?
Jane strengte sich an. Die beiden schwebenden Leichen taten ihr nichts. Sie würden irgendwann in einem dämonischen Reich verschwunden sein und nie wieder auftauchen, da war sie sich sicher.
Aber bei dieser Hexe war es etwas anders, die führte noch gefährliche Pläne durch und würde sich durch nichts abhalten lassen.
Plötzlich verzerrte sich das Gesicht der Detektivin. Es war wie ein Stromschlag über sie gekommen, eine gefährliche Botschaft, die in ihr Gehirn eindrang.
John Sinclair war da!
Das allerdings hatte sie schon vorher gewußt. Nur war noch etwas eingetreten.
Er befand sich in Gefahr!
Jane und der Geisterjäger waren keine eineiigen Zwillinge, wo der andere über die Gedanken des anderen oftmals Bescheid wußte, hier lief etwas anderes ab. Sie konnte es nur als einen Strom ansehen, der von John abstrahlte und für den Jane auch einen Begriff besaß.
Angst!
Das war es. Da kamen die Gefahr und die Angst zusammen. John mußte sich einfach in Lebensgefahr befinden.
Für Jane Collins gab es kein Halten mehr. Sie wollte nicht länger in diesem Verbindungsweg zwischen den Reichen schweben. Sie war auf eine bestimmte Art und Weise hineingelangt, sie würde auf die gleiche Art wieder rauskommen.
Kraft ihres Willens, ihrer Gedanken!
Sie versuchte es, konzentrierte sich auf diese Öffnung, wobei sie abermals den magischen Ring der Hexe Orania durchbrechen mußte, was ihr hoffentlich gelang, denn sie war zu sehr abgelenkt und mit dem Geisterjäger beschäftigt.
Jane hatte Glück.
Das Krachen und der Schrei klangen gleichzeitig auf, als die magische Grenze riß.
Und Jane Collins erschien wie ein Racheengel aus der Hölle!

***

Der Schmerz war süß und beißend zugleich. Daß er auch die Vorstufe zum Tod sein konnte, wußte ich ebenfalls. Ich blieb so starr liegen, als wäre ich schon eine Leiche.
Ich hoffte, daß dieses Weib nicht mehr weiter und auch nicht mehr tiefer schnitt.
Ihr Gesicht sah ich über der Klinge und starrte direkt in die bösen und haßerfüllt blickenden Augen. Es war nichts mehr von dem darin

zu sehen, was ich schon einmal bei ihr erlebt hatte. Keine Sinnlichkeit, keine Verlockung, nur das spiegelte sich darin wider, das eigentlich völlig natürlich war.

Sie hatte es gewagt, mit Dämonen oder höllischen Geschöpfen zu paktieren. Sie besaßen ihren Geist, ihre Seele und hielten sie unter Kontrolle. Einen Menschen zu ermorden und ihn dabei zu quälen, war für sie nichts Besonderes.

Das Knochenmesser bewegte sich nicht, der Schmerz aber blieb.

Wenn ich nach unten schielte, konnte ich auch den roten Streifen an meinem Hals sehen. Er war zerfasert, denn ein Rinnsal sickerte bei mir in Richtung Hals.

Auch sie kam mir starr wie eine Puppe vor. Nur in den Augen entdeckte ich »Leben«.

Es kostete mich eine ungeheure Überwindung, sie anzusprechen.

Vor allen Dingen durfte ich nicht einmal zittern, sonst wäre die Klinge noch tiefer gedrungen.

»Okay!« hauchte ich, »was hat das zu bedeuten? Du wolltest eine lange Nacht im Hexenschloß mit mir erleben. Sieht diese Nacht so aus? Ist sie schon beendet, bevor sie überhaupt anfing?«

Wie würde sie antworten? Die Klinge von rechts nach links ziehen und mich töten?

Es dauerte etwas, bis sie sich darauf eingestellt hatte. »Nein!« sagte sie dann. »Nein, ich habe es mir überlegt. Es wird keine lange Nacht zwischen uns geben, schöner Mann.«

»Was hält dich ab?«

»Ein Fluidum«, erwiderte sie leise. »Ich spüre, daß es ein gefährliches Fluidum gibt, das sich hier ausgebreitet hat. Es sind gewisse Gefahren entstanden, die nur ich spüre, aber ich weiß, daß man mich reinlegen will. Ich habe bemerkt, daß jemand in der Nähe lauert, den ich hasse. Die Frau, die ich rief, die du mitbrachtest, wo steckt sie? Ich habe sie rufen lassen, ich will sie töten. Ich allein möchte in diesem Land regieren, ich allein. Wo ist sie?«

»Ich weiß es nicht!«

Nach dieser Antwort zog sich die Haut in ihrem Gesicht so quer und gleichzeitig auch lang, daß es den Anschein hatte, als würde diese Person eine Gummimaske tragen. Aber es war ein Ausdruck der Wut und der wilden Entschlossenheit, es endlich zu tun. Ich merkte auch den härter werdenden Schmerz. Wenn diese Person das Knochenmesser noch mehr in meine Haut hineinstach, war es um mich geschehen.

»Eine letzte Frage, eine letzte Frage, John Sinclair. Wo ist sie? Wo hält sie sich verborgen?«

Was sollte ich ihr antworten? Ich wußte es nicht. Dabei glaubte ich Oranias Worten. Jane hielt sich bestimmt in der Nähe auf, nur eben

nicht sichtbar für uns und nur spürbar für die Hexe.
»Antworte!«
»Gut, ich will es dir sagen. Du weißt, daß sie ebenfalls eine Hexe ist oder war.«
»Wieso war? Ich spüre ihre verdammte Ausstrahlung…«
»Stimmt, jedoch nicht so stark wie die deine.«
Auf einmal lachte sie. »Da hast du sogar recht. Ja, ich bin stärker, deshalb werde ich sie auch töten. Wo also?«
»Hier im Zimmer!« ächzte ich.
»Nein, das ist…«
»Hinter dir!« bluffte ich. »Spürst du sie denn nicht, Orania? Sie befindet sich hinter dir!«
Die Hexe wußte nicht, ob sie mir glauben oder mich töten sollte.
Die Zweifel spiegelten sich in ihrem Blick wider.
Ich ging davon aus, daß sie, wenn sie sich umdrehte, das Messer von meinem Hals entfernen mußte.
Kam es soweit?
Sekunden vergingen, der Druck ihres Körpers auf dem meinen verringerte sich.
Die Klinge glitt zur Seite, aber nicht tiefer, und genau da geschah das Unfaßbare!
Mit vehementer Wucht brach der Fußboden auf und Jane Collins erschien wie ein Geschenk des Himmels, obwohl sie eine Waffe in der rechten Hand hielt.
Meinen Silberdolch!

***

Ihn hatte Jane im letzten Augenblick beim Aufbrechen des Bodens zur Kenntnis genommen, weil er eben so günstig gelegen hatte. Ihn greifen und hochschnellen war eins.
Der Schrei riß die Hexe herum. Auch ich hatte mich bewegt, ohne getötet zu werden und konnte dann nur mehr zuschauen, wie sich die beiden gegenüberstanden.
Das Messer zeigte einen Streifen meines Blutes, als die Hexe nach Jane schlug.
Sie war schnell und geschickt, erwischte die Detektivin an der Wange, zog die Klinge noch hinab bis an die rechte Seite des Halses und hinterließ dort eine lange Wunde.
Jane sprang zurück, ich robbte praktisch über das Bett auf mein Kreuz zu, auch Orania bewegte sich, aber sie war durch ihren ersten Erfolg geblendet worden, denn sie lief Jane Collins genau ins Messer. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.
Plötzlich schrie sie auf, als die Klinge bis zum Heft in ihrem Körper steckte. Orania selbst hatte mit der rechten Hand nach der Kehle

gezielt, Jane aber nicht einmal berührt, denn sie war tatsächlich schneller gewesen.

Und sie riß jetzt den Dolch wieder aus der Brust der Hexe hervor, die zurücktaumelte und mit einer Hand die braunrote, dicke Flüssigkeit stoppen wollte, die aus der Wunde brach.

Sie ging einen Schritt zurück.

Das Loch befand sich noch dort, damit auch die andere Welt, und die verschlang Orania.

Sie war nicht mehr die gleiche wie früher. Die Silberklinge hatte sie gezeichnet, gegen die Schwarze Magie gekämpft, sie wahrscheinlich sogar vernichtet, und es gab nichts mehr, was dieser unheimlichen Person hätte Schutz geben können.

Jane stand, ich lag auf dem Bett. Beide schauten wir zu, wie dieser uns endlos vorkommende Schacht die beiden Toten und auch die Hexe fraß, die gräßlich schrie, weil sie wahnsinnige Schmerzen spürte und plötzlich Feuer aus ihrem Körper schoß.

Eine grünrote Flamme hüllte sie ein und verbrannte sie so stark, daß nichts mehr von ihr zurückblieb.

Aus, ihr verfluchtes Leben war vernichtet!

Und der Boden schloß sich wieder vor uns. Wir bekamen nur mehr mit, wie der Knochenschädel mit lauten Geräuschen zerplatzte, dann sah das Zimmer wieder völlig normal aus. Bis auf einen kleinen, dunklen Fleck. Er befand sich genau dort, wo die Hexe Orania verschwunden war.

Ich erhob mich mit zitternden Knien. Von meinem Hals tropfte Blut, auch Jane war durch das verdammte Messer gezeichnet worden.

Ich wollte sie verbinden, sie mich, schließlich banden wie uns gegenseitig die Taschentücher um. Pflaster und Desinfektionsmittel fanden wir in der Autoapotheke.

»Sie hätte dir glatt die Kehle durchgeschnitten!« flüsterte Jane, als wir das Zimmer verlassen hatten und durch den Gang schritten.

»Nicht nur das, auch den Kopf.«

»Was?« Jane blieb stehen.

Ich hob die Schultern. »Das hat sie schon einmal getan. Damals, als Untote, da ermordete sie ihren Mann.« Ich winkte ab. »Laß uns verschwinden, Jane, eine Person namens Orania gehört der Vergangenheit an – endgültig.«

»Was auch gut ist«, erwiderte die Detektivin.

Dann schritten wir Hand in Hand hinein in die Finsternis des Innenhofs und blickten nicht einmal zurück…

ENDE